
1,80 DM / Band 80
Schweiz Fr 2.- / Österr. S 15.-
Neuer Roman
BASTEI
SCIENCE FICTION
DIE TERRANAUTEN
Der Himmelsberg
Der PSI-Mann
sucht die Himmelsstadt
Belgien F 34 / Frankreich F 5,- / Italien L 1000 / Luxemburg F 32 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 85



von Michael Roberts

Der PSI-Mann sucht die Himmelsstadt

Man schreibt das Jahr 2504. In den letzten drei Jahren hat das Sternenreich der Menschheit einen rapiden Zerfall erlebt. Verantwortlich dafür war die gewaltsame Einführung eines neuen Raumschiffsantriebs, der Kaiserkraft die sich als Gefahr für das Universum und technische Fehlentwicklung erwies. Die Kaiserkraft sollte an die Stelle der Treiber, psionisch begabter Raumfahrer, treten, deren PSI-Kräften es bisher allein vorbehalten gewesen war, Raumschiffe durch Weltraum II zu bewegen. Statt des erhofften wirtschaftlichen Aufschwungs durch Kaiserkraft kam es zu einem Zusammenbruch der Raumfahrt. Die daraus entstandenen Versorgungsschwierigkeiten führten schließlich zu einer weltgehenden Auflösung des Reiches und zum Sturz des von der Erde aus herrschenden Konzils der Konzerne.

Gegen die Kaiserkraft und die Herrschaft des Konzils kämpfen die Terranauten, eine von Treibern gebildete Widerstandsorganisation. Zu den Führern der Terranauten gehört der junge Konzernerbe David terGorden. Er stieg in den letzten Tagen des Konzils sogar zum Lordoberst, zum höchsten Bevollmächtigten des Konzils, auf, und mit seiner Hilfe gelang es, die Konzernherrschaft auf der Erde endgültig zu brechen. Damit ist die Gefahr für die Menschheit aber noch keineswegs ausgestanden. Die Kaiserkraft hat das Gefüge der Weltenräume gestört und die Völker der Milchstraße gegen die Erde aufgebracht. David bricht auf, um mit Hilfe des Erbes einer uralten Pflanzenzivilisation die Kaiserkraft-Gefahr endgültig zu bannen. Auch die Lage auf der Erde und auf den Kolonien ist weiterhin gespannt, denn nach Davids Abdankung als Lordoberst hoffen die letzten der entmachteten Managkaste, das Rad der Geschichte noch einmal zurückdrehen zu können.

In diesen unruhigen Zeiten ist eine Mistel des Urbaums Yggdrasil, ohne die die Treiber ihren Weg durch Weltraum II nicht finden können, von unschätzbarem Wert. Misteln sind knapp, Schmuggler und Piraten jagen nach ihnen, und es gibt viele Schiffe mit zwielichtigen Treibern. Eines davon, die STORTIS, wird für den jungen Thor von Riglan zum Schicksal, als er DEN HIMMELSBERG sucht …

Die Personen der Handlung:

Thor von Riglan – Das Licht der Erkenntnis zeigt dem jungen Clanbruder einen gefahrvollen Weg. Thor zögert keinen Augenblick, diesen Weg zu beschreiten.

Falk von Riglan – Der ältere Clanbruder ist Thor ein treuer und mutiger Gefährte.

Edison Tontor – Die tote Seele des ehemaligen General-Manags und Mitbegründers des Bunds der Freien Welten kehrt zu den Lebenden zurück.

Artuur Morgh und Jeng-Jeng – Der Kapitän eines Raumschiffs, das verbotene Fracht an Bord führt, und sein erster Offizier.

Laacon Merlander, Kirju Haapala, Zeus Alpha, Ain Lavalle, Siri Lankard und Oona Karf – Ein Logenmeister und seine Treiber auf einem verhängnisvollen Flug.

»Thor, hilf mir!«

Ich zuckte zusammen, als der Hilfeschrei in mein Bewußtsein drang.

Bei den Grotten von Thepis, das war die Stimme Jelinas!

Ich senkte den Hammer und schloß die Augen. Aber ich sah nichts. Nur Dunkelheit war in meinem Kopf. Das Licht des Erkennens brannte nicht, flackerte nicht einmal.

Ein derber Schlag in den Rücken veranlaßte mich, die Augen wieder zu öffnen.

»Was fällt dir ein, am hellichten Tag zu träumen, Bengel? Geschlafen wird nachts!«

Mein Clanbruder Garss blickte mich empört an. Sein struppiger roter Bart zitterte vor Wut. Er hatte die rechte Faust erhoben und drohte mir damit.

Ich ließ mich dadurch aber nicht einschüchtern. Garss war ein grober, starker Kerl, aber ich hatte keine Angst vor ihm.

»Garss«, sagte ich beinahe flüsternd. »Jelina hat mich gerufen!«

Die buschigen Augenbrauen meines Clanbruders zogen sich zusammen. »Was erzählst du da?«

»Jelina hat mich gerufen«, wiederholte ich und spürte dabei, daß mein Herz schneller schlug als gewohnt.

»Jelina?« Garss lachte. »Du bist verrückt, Junge! Jelina ist seit einem guten Jahr tot.«

»Nein«, sagte ich fast heftig, »Jelina lebt! Woher willst du denn wissen …?«

»Hör auf mit dem Unsinn, Junge!« schnitt mir mein Clanbruder das Wort ab. »Jelina ist seit einem Jahr spurlos aus dem Tal verschwunden. Wo soll sie geblieben sein? Ein siebenjähriges Mädchen kann nicht außerhalb des Clangebiets überleben. Ich weiß, daß Jelina mehr für dich war als jede andere Clanschwester. Aber was hat es für einen Zweck, wenn du dir falsche Hoffnungen machst? Sie ist tot, und du mußt dich damit abfinden.«

»Aber …«

»Kein Aber! Schluß mit den Träumereien und arbeiten!«

Garss’ unmißverständliche Worte duldeten keinen Widerstand mehr. Achselzuckend packte ich meinen Hammer fester und fuhr fort, Pflöcke für das neue Ingxi-Gatter in den Boden zu treiben. Ich wollte vermeiden, daß mich Garss wegen Ungehorsams beim Clanvater meldete. Ulgor pflegte für solche Vergehen harte Strafen zu verhängen.

Mechanisch arbeitete ich, aber mit meinen Gedanken war ich nicht bei der Sache.

Nur zu genau wußte ich, daß ich mir nichts einbildete. Ich *hatte* Jelinas Stimme gehört! Nicht mit den Ohren, sondern direkt in meinem Kopf. Dort wo ich des öfteren Stimmen hörte und Ereignisse sah, die an einem ganz anderen Ort und zu einem ganz anderen Zeitpunkt stattfanden. Ein paarmal hatte sich herausgestellt, daß diese Ereignisse der Vergangenheit angehörten. Mehrmals aber war ich auch Zeuge von Dingen geworden, die sich erst in der Zukunft abspielen würden.

Mit einer einzigen Ausnahme glaubte mir keiner meiner Clanbrüder und -schwestern. Sie alle hielten mich für einen Träumer, der nur dummes Zeug im Kopf hatte, und ich hatte es eigentlich längst aufgegeben, sie vom Gegenteil überzeugen zu wollen. Kein Wort davon. Nur manchmal, wenn ich etwas besonders Bedeutsames sah oder hörte, ging ich von dieser Regel ab, so wie gerade, als ich Garss von Jelina erzählt hatte.

Einen einzigen Menschen gab es, der an das Licht der Erkenntnis glaubte, das dann und wann in mir aufleuchtete. Und dieser Mensch war niemand anderer als Jelina.

Warum gerade sie mich nicht für einen Träumer hielt?

Nun, die Antwort auf diese Frage war ganz einfach: Jelina hatte dieselbe Gabe wie ich. Auch sie hörte fremde Stimmen und sah ferne Ereignisse. Kein Wunder, daß jeder Angehörige des Riglan-Clans in ihr deshalb ebenfalls eine Träumerin gesehen hatte. Und als sie vor einem Jahr spurlos verschwand, hieß es, daß sie irgendwelchen Hirngespinsten nachgegangen und dabei zu Tode gekommen war.

Ich hatte mich immer geweigert, an ihren Tod zu glauben, obgleich alles dafür sprach, daß sie wirklich nicht mehr lebte. Seit einem Jahr klammerte ich mich an die Hoffnung, daß sie eines Tages wieder im Tal auftauchen würde. Und jetzt sah es tatsächlich so aus, als ob meine Hoffnungen nicht ganz unberechtigt waren.

Ich hatte ihre Stimme gehört!

Nun konnte ich die ehrwürdigen Clanahnen nur darum anflehen, daß ihr Hilferuf nicht aus der Vergangenheit, sondern aus der Zukunft gekommen war. Außerdem mußte ich darauf warten, daß das Licht der Erkenntnis in mir hell genug aufleuchtete, um Anhaltspunkte gewinnen zu können, wo sie sich gegenwärtig befand.

Und wenn ich das wußte … Sämtliche Lavaströme Lagunds würden mich nicht daran hindern können, sie zu retten.

*

»Ruhig, ganz ruhig!«

Laacon Merlander strahlte seine Gedanken mit aller Intensität ab, der er fähig war. Aber er spürte mit schmerzlicher Deutlichkeit, daß sein empathischer Einfluß auf die Mitglieder der Treiberloge mehr und mehr nachließ. Er war kaum noch in der Lage, die PSI-Strömungen der fünf Männer und Frauen richtig zu koordinieren.

Es kann nicht gutgehen, dachte der Logenmeister. Und es wird auch nicht gutgehen!

Schon hatte er den Eindruck, daß der strahlende Glanz der Mistelblüte im Begriff war, sich zu trüben. Ein paarmal bereits hatte er ein befremdliches Flackern wahrgenommen, ein Flackern, das wie ein Fanal kommenden Unheils wirkte.

Nein, es konnte nicht gutgehen! Die Katastrophe kündigte sich unmißverständlich an.

Obwohl er wußte, daß es für seine eigene Konzentration nicht gut war, riskierte er es abermals, die Augen zu öffnen. Er warf einen schnellen Blick auf den großen Bildschirm, der ein plastisches Abbild des Mediums lieferte, durch das sich der Raumer vorwärts bewegte.

Das vertraute wesenlose Grau von Weltraum II war auf dem Holokissen sichtbar, konturenlos und undurchdringlich, ein Bild scheinbarer Normalität. Aber Laacon Merlander war ein Logenmeister mit jahrzehntelanger Erfahrung. Er verstand es, auch kleinste Abweichungen von der Norm, die einem Unerfahrenen vermutlich gar nicht aufgefallen wären, richtig zu deuten. Diese kaum erkennbaren rosafarbenen Wellenlinien, die das Grau durchkreuzten …

Keine Frage, die Harmonie zwischen Raumschiff und Weltraum II war bedroht. Irgend etwas beeinträchtigte das Gefüge. Es gab einen Störfaktor.

Und Laacon Merlander war sich ziemlich sicher, daß er diesen Störfaktor kannte. In erster Linie kam nur einer dafür in Frage: Kirju Haapala. Der Mann vom Planeten Tamerlan litt an Psycho-Epilepsie. Und wie es aussah, stand er kurz vor einem seiner von allen gefürchteten Anfälle. Wie sich das auf den weiteren Zusammenhalt der Loge auswirken würde, konnte sich selbst jemand ausmalen, der nur über wenig Phantasie verfügte.

Der Logenmeister merkte, wie ihm der kalte Schweiß auf die Stirn trat. Krampfhaft bemühte er sich, nichts von seinen Gedanken und Gefühlen an die Logenmitglieder durchsickern zu lassen. Ob ihm das jedoch hundertprozentig gelang, war mehr als zweifelhaft. Zwar beherrschte er die Kunst, sein Bewußtsein abzuschirmen, aber die hochsensiblen PSI-Sinne der Treiber spürten natürlich trotzdem, daß

sich die Unsicherheit in ihm breitmachte.

Was für ein erbärmlicher Haufen! dachte Merlander. Haapala, der Psycho-Epileptiker, Ain Lavalle, die bereits vor der Treiberverfolgung desertierte Graue Treiberin, die nur aufgrund dubioser Beziehungen zu einer hochgestellten Persönlichkeit der Cosmoralität der allgemeinen PSI-Lobotomie entgangen war, Zeus Alpha, den man auf einem unbekannten Experimentalplaneten zu einem kaum noch menschlich zu nennenden Supertreiber gemacht hatte, Oona Karf, die männermordende Nymphomanin, und als einzig halbwegs »Normaler« der bei der großen Treiberverfolgung in den Untergrund gegangene Siri Lankard. Wenn man dann noch bedachte, daß zu einer Loge eigentlich nicht nur fünf, sondern sieben Treiber gehörten, dann war der bisher einigermaßen komplikationslos verlaufene Flug der STORTIS schon eine Art Wunder. Nur dem Umstand, daß das Gesamtpotential der Loge außerordentlich hoch war – kein einziger der fünf hatte einen PSI-Faktor unter hundertundzwanzig – war dieses »Wunder« zu verdanken.

Aber auch Wunder stießen an Grenzen. Und diese Grenze sah Laacon Merlander jetzt näher und näher kommen.

Wieder blickte er auf den Bildschirm. Die Rosatöne, die sich unter das Grau gemischt hatten, traten bereits deutlicher hervor. Aus den schmalen Linien waren größere Flecke geworden, die sich zusehends zum Rot hin verfärbten. Unwillkürlich hatte Merlander den Eindruck, von übelwollenden Augen angestarrt zu werden.

Weltraum-II-Phänomene, die auf die STORTIS eindrangen, weil das Schiff im Begriff war, zu einem Fremdkörper zu werden, der nicht mehr in diesen Raum gehörte!

Der Logenmeister schloß die Augen wieder, konzentrierte sich voll auf die Logenmitglieder.

Er erschrak …

Wie die meisten Logenmeister besaß er selbst nur rudimentäre PSI-Fähigkeiten. Seine Stärke war die Empathie, das verbindende, ausgleichende, koordinierende Element, ohne das keine Loge ihre Funktion erfüllen konnte. Aber selbst mit seinem geringen PSI-Potential nahm er nur allzu deutlich das losbrechende Chaos in Kirju Haapalas Bewußtsein wahr.

Der Treiber selbst kämpfte mit aller Kraft gegen seinen außer Kontrolle geratenen PSI-Sinn an. Aber er stand dabei auf verlorenem Posten. Die Psycho-Epilepsie, jene tückische Krankheit, die schon so manchen guten Treiber letztendlich in den rettungslosen Wahnsinn getrieben hatte, war stärker. Es gelang Haapala kaum noch, seinen

PSI-Sinn auf die blühende Mistelblüte, eine der letzten, die noch von der irdischen Yggdrasil stammten, zu fixieren. Ohne diese Fixierung jedoch, an der die ganze Loge teilhaben mußte, war ein sicheres, zielgerichtetes Navigieren durch Weltraum II nicht möglich. Statt dessen verselbständigte sich Haapalas PSI-Sinn sozusagen, tat Dinge, die der Treiber gar nicht wollte, die er aber nicht verhindern konnte.

Eine Flut von wirren Gedankenfetzen strömte aus dem Bewußtsein des kranken Treibers. Oder auch aus seinem Unterbewußtsein, was wohl eher der Fall zu sein schien. Gedankenfetzen voller Gewalttätigkeit, Haß und dumpfer Sexualität. Sie drangen wie Bombensplitter auf Merlander und natürlich auch auf die anderen vier Logenmitglieder ein. Haapala bewältigte die furchtbaren Schlüsselerlebnisse seiner Vergangenheit.

Und es blieb dabei nicht bei der bloßen telepathischen Übermittlung seines in wilden Aufruhr geratenen Innenlebens. Die starken PSI-Kräfte des Psycho-Epileptikers schufen plastische Suggestivbilder, die die Logenplattform mit gespenstischem Leben erfüllten.

Zwei menschliche Gestalten waren plötzlich da – ein Mann und eine Frau. Der Mann war jung, sehr jung noch, höchstens sechzehn oder siebzehn Jahre alt, und hatte eine große Ähnlichkeit mit der Person Kirju Haapalas. Selbst die daumenförmige Narbe auf der Stirn fehlte nicht. Es konnte kaum ein Zweifel daran bestehen, daß es sich um die Projektion eines jüngeren Ichs des kranken Treibers handelte. Die Frau war älter, Ende zwanzig etwa. Sie hatte ein schönes Gesicht mit ebenmäßigen Zügen und schulterlangen schwarzen Haaren. Ihr Körper war die personifizierte Wollust. Lange Beine, ein schwellender Busen und eine laszive Beckenpartie lockten den jungen Mann und untermalten diese Lockung mit unzweideutigen Bewegungen. Beide waren nackt.

Der junge Haapala ging auf die Frau zu. Seine Augen glänzten fiebrig, als er sie umarmte und ihren Körper gegen den seinen preßte. Sein Atem ging schnell und stoßweise. Aufstöhnend zog er die Frau mit sich auf den Boden und wälzte sich auf ihren Körper.

Und dann versagte er …

Die Frau lachte, lachte so sehr, daß sie am ganzen Leibe bebte. Ihre schönen Gesichtszüge drückten nichts als Hohn und Verachtung aus.

Sekundenlang war der junge Haapala wie gelähmt. Er kauerte über der Frau und blickte mit leeren Augen auf sie hinunter. Dann erwachte er aus seiner vorübergehenden Erstarrung. Sein Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse des Hasses. In seine Augen trat ein mörderisches Feuer. Er hob die Hände, die sich krampfartig gekrümmt

hatten und aussahen wie die Krallen eines Raubvogels.

Wieder verharrte er in sekundenlanger Bewegungslosigkeit. Dann zuckten seine Hände plötzlich nach vorne und legten sich wie ein Schraubstock um den weißen Hals der Frau.

Der Schrei der Schwarzhaarigen brach ab. Hilflos schlug sie mit Armen und Beinen um sich. Nicht lange jedoch. Von Augenblick zu Augenblick wurden ihre verzweifelten Bewegungen schwächer und kraftloser, bis sie schließlich ganz aufhörten.

Ganz still lag sie jetzt da, die gebrochenen Augen an die Decke der Logenkuppel gerichtet.

Die Hände des jungen Mannes lösten sich von ihrem Hals. Langsam richtete er sich auf, schwer atmend und mit verzerrtem Gesicht. Aber noch immer leuchteten Haß und Wut in seinen Augen. Nacheinander starrte er Laacon Merlander und die Logenmitglieder an. Er stutzte kurz, als er sein eigenes, älteres Ich ins optische Visier nahm. Dann aber wanderte sein Blick weiter und blieb schließlich an Oona Karf hängen.

Die Treiberin hatte die Augen geschlossen, nahm gar nicht wahr, was um sie herum vorging. Sie befand sich nach wie vor in tiefer Trance und konzentrierte sich mit allen ihren Sinnen auf die leuchtende Mistelblüte.

Der junge Haapala schien das anders zu sehen.

»Du lachst auch?« schrie er mit überschnappender Stimme. »Du lachst mich ebenfalls aus? Das sollst du bereuen!«

Und schon stürmte er auf Oona Karf los und legte seine Würgehände um ihren Hals.

Laacon Merlander machte keine Anstalten einzugreifen. Warum sollte er auch? Der nackte junge Mann existierte nicht wirklich, war nur eine Suggestion, die Kirju Haapalas außer Kontrolle geratener PSI-Sinn heraufbeschworen hatte. Es bestand also überhaupt keine Gefahr für die Treiberin.

Dachte der Logenmeister …

Dann jedoch sah er, daß Oona Karf im Gesicht rot anlief. Sie hatte die Augen inzwischen aufgeschlagen, Augen, in denen sich die nackte Todesangst widerspiegelte. Wie vorhin bei der Schwarzhaarigen kamen jetzt auch aus ihrem Mund erstickte Laute. Da begriff Laacon Merlander. Der junge Haapala war gar keine Suggestion. Er war eine Materialisation!

Er stand leibhaftig auf dem Boden der Logenplattform, war so real wie Merlander selbst und die Logenmitglieder. Kirju Haapala hatte sein jüngeres Alter Ego mit Hilfe seiner entarteten Parakräfte aus PSI-

Energie geschaffen. Der nackte junge Mann war eine tödliche Gefahr – für Oona Karf und alle anderen Anwesenden auch.

Merlander wußte, daß er etwas tun mußte. Sofort. Sonst gab es keine Rettung mehr für die Treiberin. Sie würde dem erbarmungslosen Würgegriff der Materialisation zum Opfer fallen.

Und der Logenmeister tat etwas.

Ohne eine weitere Sekunde zu zögern, sprang er aus seinem Schalensitz hoch. Gleichzeitig griff er nach seinem Strahler. Früher hatte er nie eine Waffe bei sich getragen, aber auf einem Schiff wie der STORTIS mußte man auf alles mögliche gefaßt sein. Daß es einmal zu einer Situation wie der gegenwärtigen kommen würde, hatte er allerdings nicht gedacht.

Er stellte die Waffe auf Laserstrahlung ein. Der junge Haapala war kein Mensch, war nur ein künstlich geschaffenes PSI-Geschöpf. Es gab keinerlei Veranlassung und auch keine moralische Verpflichtung, schonend mit ihm umzugehen. Falsche Rücksichtnahme konnte sogar fatale Konsequenzen nach sich ziehen.

Laacon Merlander hob den Strahler. Er zielte auf den Hinterkopf der mörderischen Materialisation und drückte ab.

Ein nadelfeiner Lichtstrahl schoß aus der Mündung und traf das Alter Ego Haapalas zwei Fingerbreit über dem Nackenansatz.

Die PSI-Gestalt schwankte, ließ aber Oona Karf noch nicht los. Die Treiberin röchelte. Es war affensichtlich, daß sie kaum noch Luft bekam.

Zum zweiten Mal drückte Laacon Merlander ab, bewegte die Strahlermündung dabei fächerförmig hin und her. Und jetzt endlich zeigte sich eine Wirkung. Die PSI-Gestalt löste ihre Hände vom Hals Oona Karfs, ruderte torkelnd damit in der Luft herum und brach dann langsam zusammen. Regungslos blieb sie auf dem Boden der Plattform liegen.

Der Logenmeister ließ den Strahler sinken. Mit ein paar schnellen Schritten war er an der Seite der Treiberin.

»Bist du in Ordnung, Oona?«

Oona Karf stöhnte leise. Sie öffnete den Mund und holte krampfhaft Luft. Im Augenblick war sie nicht in der Lage, eine Antwort zu geben. Mit gequältem Gesichtsausdruck massierte sie ihren malträtierten Hals, auf dem sich deutlich Würgemale abzeichneten. Die Röte wich jedoch langsam aus ihrem Gesicht.

»Ja, es geht wieder«, preßte sie schließlich hervor.

Sie blickte auf die leblose PSI-Gestalt zu ihren Füßen und schüttelte sich. Fragen stellte sie nicht. Sie ahnte auch so, was geschehen war.

Kirju Haapala hatte nicht zum ersten Mal einen seiner psycho-epileptischen Anfälle gehabt.

Die Gefahr, die von dem kranken Treiber ausging, war jedoch noch nicht gebannt. Laacon Merlander sah, wie sich unmittelbar vor Haapala ein noch formloser Protoplasmaklumpen heranbildete, der schnell größer wurde. Der Psycho-Epileptiker war im Begriff, eine neue PSI-Gestalt zu schaffen.

Dazu wollte es der Logenmeister nicht mehr kommen lassen. Er stellte seine Waffe auf Lähmstrahlung um und richtete sie auf Haapala. Kurz entschlossen betätigte er den Auslöser. Der Treiber wurde von der geballten Ladung voll im Gesicht getroffen. Er zuckte zusammen, wurde dann schlaff und rührte sich nicht mehr.

Sofort hörte der rosige Protoplasmaklumpen auf weiterzuwachsen. Mit der Betäubung von Haapalas Bewußtsein war auch sein unkontrolliert wirkender PSI-Sinn zur Inaktivität verurteilt worden. Seine Geschöpfe jedoch, der Klumpen und die beiden Leichname, verschwanden nicht. Bei einer Suggestion wäre das der Fall gewesen, Materialisationen aber folgten anderen Gesetzen, besonders wenn sie in Weltraum II entstanden waren.

Nachdem außer Haapala nun auch Oona Karf aus dem PSI-Verbund ausgebrochen war, der die STORTIS durch Weltraum II leitete, nahmen die Dinge ihren zwangsläufigen Verlauf. Ain Lavalle, Siri Lankard und Zeus waren nicht länger in der Lage, ihren Trancezustand aufrechtzuerhalten. Ihre geistige Verbindung mit der Mistelblüte ging verloren. Alle drei schlugen die Augen auf und blickten zunächst verwirrt um sich.

Siri Lankard blinzelte. »Was ist …?«

Ein Aufschrei Oona Karfs ließ ihn verstummen. Die Treiberin schlug eine Hand vor den Mund und deutete mit der anderen auf den großen Bildschirm.

Laacon Merlander wandte den Kopf, blickte ebenfalls auf das Holokissen. Unwillkürlich hielt er den Atem an.

Nichts war geblieben von dem vertrauten und beruhigenden Grau. Der Bildschirm schien in Flammen zu stehen, zeigte eine einzige blutrote Waberlohe, deren feurige Zungen in das Innere des Schiffs hineinzulecken schienen.

Weltraum II zeigte sich nicht mehr als Partner, sondern als feindliches Ungeheuer.

Und wenn kein Wunder geschah, dann würde die STORTIS den paranormalen Gewalten des fremden Mediums zum Opfer fallen …

*

Die Arbeit war mir selten so lang geworden wie an diesem Tag. Ich konnte mich überhaupt nicht konzentrieren und brachte kaum etwas Vernünftiges zuwege. Verständlich, daß Garss immer wütender wurde und mich auch ein paarmal für meine unzureichenden Leistungen züchtigte. Ich fand aber Gelegenheit, es meinem gestrengen älteren Clanbruder heimzuzahlen. Scheinbar aus Versehen schlug ich ihm mit dem Hammer auf den Daumen. Und da er mir nicht nachweisen konnte, daß ich den Nagel absichtlich verfehlt hatte, gab es nicht mal einen Grund für ihn, mich bei Ulgor anzuschwärzen. In jedem Fall war die Arbeit damit beendet. Garss hatte einen schweren Bluterguß und konnte beim besten Willen kein Werkzeug mehr richtig halten. Wir machten uns auf den Heimweg. Die Flüche, die Garss dabei unentwegt ausstieß, ließen mich völlig kalt.

Die ganze Zeit über dachte ich an Jelina. Ich versuchte, mir vorzustellen, wie sie jetzt wohl aussah. Ein gutes Jahr war vergangen, seit ich sie zuletzt gesehen hatte. Ein Jahr war eine lange Zeit auf Lagund. Aus Jelina mußte inzwischen ein Mädchen geworden sein, das an der Schwelle zum Frausein stand, genauso, wie ich jetzt fast das Alter der Mannbarkeit erreicht hatte.

Ob sie mich wiedererkennen würde? Natürlich würde sie mich wiedererkennen! Ich war mir da ganz sicher. Schließlich hatte sie ihren Hilferuf ja auch an mich gerichtet.

Ich ertappte mich dabei, daß ich praktisch gar nicht mehr mit der Möglichkeit ihres Todes rechnete. Ihr Ruf mußte aus der Zukunft gekommen sein. Er *mußte* es ganz einfach! Ich weigerte mich, etwas anderes zu glauben.

Mit einem von zwei Ingxis gezogenen Wagen kehrten Garss und ich zu unserem Clandorf zurück. Auf den Feldern wurde natürlich noch überall hart gearbeitet. Manch mißgünstiger Blick traf uns, als wir gemütlich auf dem Kutschbock sitzend vorbeifuhren.

Auch im Dorf selbst waren die Clanbrüder und -schwestern noch eifrig am Werk. Das Geräusch der Maschinen in der Eisengießerei, der Weberei, der Ziegelei und all der anderen Werkstätten legte Zeugnis dafür ab, daß der Feierabend noch ein Stück entfernt war.

Gleich nachdem der Wagen die ersten Häuser passiert hatte, sprang ich ab. Garss wäre sonst glatt noch auf den Gedanken gekommen, mich zum Einsatzhaus zu bringen und mir für den Rest des Tages eine neue Arbeit zuteilen zu lassen. Danach stand mir der Sinn heute aber ganz bestimmt nicht mehr.

Auf leicht verschlungenen Pfaden erreichte ich das Haus der Neunjährigen, in dem ich zusammen mit meinen gleichaltrigen Clanbrüdern und -schwestern wohnte und lebte.

Um diese Zeit war es im Haus noch sehr ruhig, da fast alle irgendwo arbeiteten. Nur Dirk und Moss waren anwesend. Dirk hatte sich vor ein paar Tagen den Arm gebrochen und war gegenwärtig arbeitsunfähig. Und Moss spielte wieder einmal den Kranken. Die beiden waren vom Clanvater dazu angehalten worden, die Zeit zu nutzen und den Dialekt der Althar-Sippe zu lernen, mit der unser Clan Handel trieb. Aber dazu hatten Dirk und Moss offenbar wenig Lust. Als sie mich sahen, forderten sie mich zu einer Partie Synth auf. Normalerweise spielte ich Synth unheimlich gerne. Heute aber nicht, und deshalb lehnte ich das Angebot brüsk ab. Wieder wurde ich mit Verwünschungen bedacht, die mich aber auch jetzt in keiner Weise berührten. Ich ließ die beiden stehen und ging in mein Zimmer.

Malis, mit dem ich das Zimmer teilte, war nicht da. Er würde auch noch ein paar Tage wegbleiben, denn er war mit der Expedition unterwegs, die ein neues Tal zur Gründung eines Unterclans suchte. Ich hatte Malis um seine Teilnahme an der Expedition beneidet, weil ich selbst gerne dabeigewesen wäre. Jetzt aber ärgerte mich mein Zurückbleiben im Dorf gar nicht mehr. Falls mich Jelina wieder rief, mußte ich bereit sein.

Ich legte mich aufs Bett und schloß die Augen. Dann versuchte ich mit aller inneren Kraft, das Licht der Erkenntnis wieder zum Brennen zu bringen. Natürlich kam nichts dabei heraus. Ich hatte keinen Einfluß auf das Licht. Die Stimmen und Bilder in meinem Kopf kamen ganz nach ihrem eigenen Belieben. Das einzige, was mir meine Bemühungen einbrachten, waren Kopfschmerzen, weil ich mich wohl etwas zu sehr angestrengt hatte. Danach brach ich das aussichtslose Tun ab. Es gab Dinge, die man ganz einfach nicht erzwingen konnte. In diesem Punkt hatte unser Clanmagister Peryl wohl recht, auch wenn er ansonsten ein rechter Schwätzer war.

Um die Kopfschmerzen wieder zu vertreiben und mich ein bißchen zu entspannen, beschloß ich, mit Dirk und Moss doch ein paar Partien Synth zu spielen. Ich fand die beiden in Moss' Zimmer, wo sie mit mißvergnügten Gesichtern rums aßen und nichts Bestimmtes taten. Als sie mich sahen, hellten sich ihre Mienen auf.

»Spielst du doch mit, Thor?« fragte Moss begierig.

Für ihn war Synth das halbe Leben, ja, vielleicht sogar das ganze. Diesen Eindruck hatte ich jedenfalls manchmal.

»Ja«, nickte ich, »ich spiele mit. Hol die Steine!«

Das brauchte ich Moss nicht zweimal zu sagen. Er trug immer ein Synthspiel bei sich und brauchte jetzt keine drei Herzschläge, um das Kästchen aus der Tasche zu holen.

»Um was spielen wir?« erkundigte sich Dirk. »Einen Doppelriglan pro Partie?«

»Einverstanden«, sagte Moss. »Thor?«

»Ich mache euch einen anderen Vorschlag«, antwortete ich, während ich mir einen Stuhl heranzog. »Wenn ich verliere, zahle ich zwei Doppelriglans. Wenn ich gewinne, bekomme ich von euch einen Freitag.«

Ich hatte zwar nichts gegen Geld, aber Befreiung von der Arbeit war mir gegenwärtig lieber. Wenn ich etwas für Jelina tun wollte, mußte ich über meine Zeit nach Belieben verfügen können. Ein paar zusätzliche Freitage, Tage, an denen Dirk und Moss an meiner Stelle arbeiten müßten, konnte ich also gut gebrauchen.

Moss verzog den Mund. »Ich bin krank. Ich kann doch nicht für einen anderen einspringen, wenn ich …«

»Du bist nicht krank!« unterbrach ich ihn. »Wer Synth spielen kann, kann auch arbeiten, oder?«

Dirk hieb in dieselbe Kerbe. »Stell dich nicht so an, Moss! Jeder von uns weiß, daß du nur markierst. Ich könnte dem Clanvater da ein paar Tips geben …«

»Schon gut, schon gut«, sagte Moss schnell. »Spielen wir also nach Thors Regeln. Aber was rege ich mich überhaupt auf? Ich werde ja sowieso gewinnen!«

Mein dicklicher Clanbruder nahm das Maul immer sehr voll. Es wurde Zeit, daß es ihm mal wieder gestopft wurde.

Auch mit Dirk gab es, was den Einsatz anging, keine Probleme. Seine Armschiene sollte morgen entfernt werden, so daß seine Arbeitsfähigkeit außer Frage stand.

»Fangen wir an!«

Moss teilte die Steine aus. Ich bekam die roten, Dirk die blauen und Moss selbst die gelben. Dann bauten wir alle drei unsere Sichtschirme auf.

Der Sinn des Spiels war es, ohne Kenntnis der anderen Spieler eine von zweiunddreißig bestimmten geometrischen Figuren hinter dem Schirm aufzubauen und dann zu versuchen, diese Figur in der Mitte des Tisches zu reproduzieren. Der Witz bei der Sache war, daß alle drei Spieler die Figur in der Mitte Zug um Zug gemeinsam bauten, wobei natürlich jeder einzelne das Ziel hatte, eine möglichst große Übereinstimmung mit seinem Vorgabemuster zu erreichen.

Ich überlegte kurz und entschied mich dann für ein Tetraeder. In wenigen Augenblicken hatte ich mein Muster aufgebaut. Dabei entging mir nicht, daß Moss den heimtückischen Versuch unternahm, hinter meinen Sichtschirm zu schielen.

»Wenn du eins zwischen die Zähne haben willst, mach nur weiter so«, sagte ich ganz ruhig.

Gesehen hatte er natürlich nichts. Ich kannte die kleinen faulen Tricks meines Clanbruders.

Moss lief rot an. »Was unterstellst du mir denn da? Ich würde doch niemals …«

»Und von mir kriegst du zusätzlich noch einen rein!« Auch Dirk sagte ihm, was Sache war. Moss wußte jetzt, daß wir aufpaßten, und würde wohl von nun an ehrlich spielen.

Moss setzte den ersten Stein, Dirk den zweiten. Ich stand jetzt vor der Wahl, die Gerade fortzuführen oder schon mal den ersten Winkel auf den Tisch zu zaubern. Letzteres war sicherer, konnte den Gegnern aber schon etwas von meinen Absichten verraten. Deshalb ging ich das Risiko ein und führte die Gerade weiter.

Wenn Moss jetzt nur keine Senkrechte baute!

Er tat es nicht, sondern setzte seinen nächsten Stein neben die drei, die bereits lagen. Und Dirk tat anschließend dasselbe.

Ich triumphierte innerlich. Mein Muster hatte eine Basis, die aus genau fünf Steinen bestand. Damit waren mir die Punkte dafür schon mal sicher. Und außerdem konnte ich jetzt den Winkel der zweiten Geraden festlegen.

Das machte ich dann auch – und zwar auf der linken Seite. Wenn jetzt rechts keiner eine Senkrechte errichtete …

Ich sollte niemals erfahren, was Moss und Dirk als nächstes getan hätten. Mein dicklicher Clanbruder hatte seinen Stein noch in der Hand, als die Zimmertür ruckartig aufgerissen wurde.

Clanerzieher Curd stand im Rahmen.

Uns stockte der Atem. Bei den Grotten von Thepis, ich hatte fest damit gerechnet, daß Curd zu dieser Zeit noch im Verwaltungshaus war! Jetzt saßen wir ganz schön in der Klemme. Es war natürlich längst zu spät, das Synth-Spiel verschwinden zu lassen. Der Clanerzieher hatte bereits alles gesehen.

Ganz bedächtig kam Curd näher, baute sich dann neben dem Tisch auf und stemmte die Arme in die Hüften.

»Darf ich um eine Erklärung bitten, meine lieben Brüder?«

Curd sprach ganz leise, beinahe sanft. Aber ich ließ mich dadurch nicht täuschen. Bevor der Ururu ausbrach, gab er auch nur ein kaum

hörbares Grollen von sich.

Dirk schluckte, atmete tief durch. »Wir … Ich … hatte nichts anderes zu tun. Mein Arm …«

»Mir ist bekannt, daß du einen gebrochenen Arm hast«, sagte Curd. »Aber solltest du nicht den Dialekt des Althar-Clans lernen?«

»Das habe ich getan«, erwiderte Dirk eifrig. »Ich werde keine Schwierigkeiten haben, mich mit einem von Althar fließend zu unterhalten!«

»So?« Der Clanerzieher lächelte mild. »Nun, dann stell dir mal vor, ich sei einer von Althar und du müßtest mir klarmachen, daß die längst versprochene Herde Ingxis leider an der Blauseuche eingegangen ist.«

»Ich soll im Dialekt des Althar-Clans …?«

»Genau! Ich höre, Bruder Dirk!«

Dirk schluckte abermals, fing dann an zu sprechen.

Es war entsetzlich. Selbst ich, der ich mich eigentlich kaum mit dem Dialekt der ziemlich weit entfernt wohnenden Althar-Sippe beschäftigt hatte, hätte es kaum schlechter machen können. Höchstwahrscheinlich wäre keiner von Althar in der Lage gewesen, aus dem Gestammel Dirks schlau zu werden.

»Danke, das genügt«, machte Curd dem grausamen Spiel ein Ende. Sein vernichtender Blick ließ Dirk beinahe im Boden versinken.

Dann kam ich an die Reihe.

»Welche Entschuldigung hast du dafür, daß du dich dem Vergnügen widmest, während alle deine Brüder und Schwestern im Schweiß ihres Angesichts für das Fortkommen des Clans arbeiten?«

»Mein Clanbruder Garss, mit dem ich zum Gatterbau eingeteilt war, hatte einen Unfall«, antwortete ich.

»Ich weiß«, nickte Curd. »Ich habe nämlich mit Garss gesprochen. Du hast ihm den Daumen zertrümmert!«

Ich schüttelte den Kopf. »Garss hat einen Bluterguß, das ist alles. Ich habe es nicht mit Absicht getan.«

»Das will ich hoffen, Bruder Thor, das will ich hoffen. Aber darum geht es nicht. Wie mir Bruder Garss berichtete, ereignete sich der Unfall gegen siebenunddreißig Uhr. Es dürfte auch dir bekannt sein, daß wir bis vierzig Uhr zu arbeiten pflegen. Statt dich im Einsatzhaus um eine andere Tätigkeit zu bemühen, hast du es vorgezogen, dich heimlich aus dem Staub zu machen. Und warum dies? Weil du ein Drückeberger bist!«

»Ich bin kein Drückeberger!« sagte ich heftig.

Und das stimmte auch! Moss war ein Drückeberger, aber ich nicht.

Die paar Male, die ich aus eigennützigen Gründen der Arbeit ferngeblieben war, konnte ich an den Fingern einer Hand abzählen. Und daß ich heute einen guten Grund gehabt hatte, mich nicht mehr im Einsatzhaus blicken zu lassen, hätte eigentlich jeder einsehen müssen. Dennoch widerstrebte es mir, dem Clanerzieher etwas von Jelina zu erzählen. Auch er gehörte zu den Clanbrüdern, die nicht an meine inneren Stimmen und Bilder glaubten. Ganz sicher würde er meine Entschuldigung für eine faule Ausrede halten.

Dieser Überlegung folgend, sagte ich nichts mehr und ließ den Vorwurf der Drückebergerei wohl oder übel auf mir sitzen.

Curd hatte sich inzwischen von mir abgewandt und sich Moss vorgeknöpft.

»Und du, Bruder Moss, solltest du nicht ebenfalls den Althar-Dialekt studieren? Oder beherrschst du ihn auch schon so perfekt wie dein Bruder Dirk?«

Moss war kein Dummkopf. Er gab gar nicht erst vor, die ihm auferlegte Pflicht erfüllt zu haben. Statt dessen versuchte er es mit einer Masche, die ihm schon oft genug Erfolg gebracht hatte. Wie ein Schwerkranker hing er auf seinem Stuhl, das Gesicht vor Schmerz verzogen und sich mit beiden Händen den Kopf haltend.

»Mir … tut alles weh«, stöhnte er. »Alle Buchstaben drehten sich vor meinen Augen. Ich konnte beim besten Willen nicht lernen. Die Clanahnen sind meine Zeugen, daß ich es versucht habe, aber …«

Curd lachte böse auf. »Immerhin warst du noch imstande, die Synth-Steine zu erkennen, nicht wahr?«

»Bitte, Bruder Curd, du mußt mir glauben«, erwiderte Moss leidend. »Ich wollte gar nicht Synth spielen. Weil es mir so schlecht ging, hatte ich mich aufs Bett gelegt. Dann aber kamen Thor und Dirk ins Zimmer und zwangen mich, mit ihnen zu spielen. Sie drohten mir Prügel an, falls ich nicht mitmachen würde, und …«

»Er lügt!« schrie Dirk und sprang von seinem Stuhl hoch. Die Empörung stand ihm im Gesicht geschrieben.

»Ich sage die reine Wahrheit«, behauptete Moss. »Nichts als die reine Wahrheit. So wahr mir die Clanahnen helfen mögen!«

Was zuviel war, war zuviel! Da ging doch dieser Drückeberger glatt hin und versuchte, sich auf unsere Kosten reinzuwaschen. Das sollte er bereuen.

Für den Augenblick vergaß ich ganz, daß der Clanerzieher im Zimmer war. Die helle Wut loderte in mir auf und ließ mich jede klare Überlegung vergessen.

Ich schoß regelrecht hoch und stürzte mich auf den fetten Moss. Ehe

es sich der gemeine Lügner versah, hatte ich ihm ein paar Hiebe verpaßt, die sich gewaschen hatten. Meine Schläge waren so kräftig, daß Moss vom Stuhl kippte und mit blutender Nase auf den Fußboden fiel. Jammernd hob er die Hände, um sich vor weiteren Angriffen zu schützen.

Aber ich tat ihm nichts mehr. Meine Wut war verraucht. Jeder weitere Hieb hätte mir nur das Gefühl gegeben, mir die Hände schmutzig zu machen. Angewidert trat ich zurück.

Curd sah mich böse an. »Ein Neunjähriger hat nicht das Recht, einen anderen zu züchtigen. Und schon gar nicht, wenn er selbst Grund hat, bescheiden und reuevoll zu sein. Du wirst dich für dein unbotmäßiges Verhalten verantworten müssen, Bruder Thor!«

Ergeben senkte ich den Kopf. Aber ich bereute nichts.

*

Wie ein Irrlicht geisterte er durch die endlosen Weiten des jenseitigen Kontinuums.

Wie lange er schon so dahintrieb, wußte er nicht. Ein Körperloser hatte keine Möglichkeit, die Zeit zu messen, zumal es in der Dimension des Chaos keine temporären und räumlichen Fixpunkte gab, die als Orientierungshilfe dienen konnten. Wenige Sekunden oder Jahrtausende mochten vergangen sein, seit er seinen Körper verloren hatte und dazu verdammt worden war, als Fremder in einer unsagbar fremden Sphäre weiterzuexistieren.

Langsam begann er, seine Identität zu verlieren. Das Fehlen jedweder Bezüge, die sein vereinsamtes Bewußtsein anregen konnten, machte sich mehr und mehr bemerkbar. Die aberwitzigen und unbegreiflichen Phänomene des fremden Kontinuums, die auf ihn eindrangen, vermochten nichts zur Stabilisierung seines Ichs beizutragen. Eher traf das Gegenteil zu. Die unsagbar fremdartigen Manifestationen des Jenseitigen erfüllten ihn mit Grauen und ließen den Wahnsinn in sein Bewußtsein einsickern. Er sehnte sich nach etwas Vertrautem, nach irgend etwas, das er verstehen konnte. Aber da war nichts außer dem Fremden, mit dem eine Kommunikation nicht möglich zu sein schien.

Nach und nach verblaßten auch die Erinnerungen an sein früheres Leben. Er begann, sich zu fragen, ob es überhaupt ein solches früheres Leben gegeben hatte. Vielleicht war alles, was er noch von damals zu wissen glaubte, nur eine Illusion, nur eine Halluzination, die ihm vorgegaukelt wurde oder die sein Bewußtsein geschaffen hatte, um ein

künstliches Gefühl von Vertrautheit und Geborgenheit hervorzurufen. Eine feste Insel im Meer des Chaos sozusagen, deren Vorstellung das völlige Untergehen in den Wogen des Wahnsinns verhindern sollte.

Nein!

Noch erinnerte er sich zu deutlich, als daß es sich nur um Trugbilder handeln konnte.

Er war ein großer und mächtiger Mann gewesen, bis jener kam, der ihn zu Fall gebracht hatte.

Valdec!

Und wieder war er aufgestiegen, war er zum zweiten Mal groß und mächtig geworden. Aber erneut hatte der Gegner zugeschlagen und ihn vernichtet.

Max von Valdec!

Der Haß brannte in ihm, verhinderte, daß er sich selbst verlor. Der Haß war die Insel, an die er sich klammerte und die seine Identität letztendlich bewahrte.

Weiter trieb er durch die Unendlichkeit des fremden Kontinuums, ziellos und verzweifelt, einsam und verloren.

Und dann endlich spürte er etwas, das er kannte, etwas, das auch die verschüttetsten Erinnerungen weckte.

Ein Schiff!

Jetzt hatte Edison Tontor wieder ein Ziel …

*

Das rote Flammenmeer, das auf dem Bildschirm hin und her wogte, wurde immer bedrohlicher. Dunkle tiefschwarze Formen bewegten sich darin, Formen, die einen nicht weniger bedrohlichen Eindruck hinterließen. Einige davon sahen aus wie riesenhafte Polypen, die sich in einem abgrundtiefen Pfuhl suhlten, andere ließen an Urweltbestien denken.

Die sprichwörtlichen Ungeheuer von Weltraum II! schoß es Laacon Merlander durch den Kopf.

Niemand wußte genau, ob diese Ungeheuer nur Phantome waren, die das fremde Medium dem überreizten Bewußtsein vorspiegelte, oder ob es sich um wirklich existierende Kreaturen handelte. Es sprach jedoch einiges dafür, daß die Schreckensgestalten PSI-Wesen von jener Art waren, wie sie der Psycho-Epileptiker Kirju Haapala vorhin aus dem puren Nichts geschaffen hatte. Und wenn letzteres tatsächlich zutraf, mußte ernsthaft damit gerechnet werden, daß die Ungeheuer ins Innere der STORTIS eindrangen.

Der Logenmeister wollte gerade anfangen, die Konsequenzen eines solchen Eindringens zu überdenken, da wurde die Spekulation bereits von der Realität überholt.

Eine Lichterscheinung tauchte plötzlich in der Treiberkuppel auf – von einem Augenblick zum anderen. Das Ding war etwa faustgroß und hatte die Gestalt einer Kugel, in der es heftig pulsierte. Ein irisierendes Leuchten, das die Augen blendete, ging davon aus. Es gab für Laacon Merlander keine Frage, daß das geheimnisvolle Etwas durch die Außenwandung des Schiffes gekommen sein mußte.

»Vorsicht!« rief er instinktiv.

Seine Warnung war nur allzu begründet. Die Lichtkugel tanzte hin und her, jagte in einem erratischen Zickzackkurs durch die Kuppel. Ganz abrupt kam sie schließlich mitten in der Luft zum Stillstand. Sie verharrte zwei, drei Sekunden an Ort und Stelle und schoß dann wie der Mündungsblitz einer Impulswaffe auf Zeus zu. Der Mann mit dem Supertreiber-Potential und dem Verstand eines fünfjährigen Kindes zuckte zusammen. Aber das half ihm nicht viel. Die Lichtkugel folgte ihm und drang in seinen Kopf ein. Im nächsten Moment war nichts mehr von ihr zu sehen.

Oona Karf und Ain Lavalle stießen einen spitzen Schrei aus. Und auch Siri Lankard war aufs höchste beunruhigt.

»Was, bei Yggdrasil, war das?« stieß er hervor und blickte den Logenmeister fragend an.

Laacon Merlander nagte nervös an der Unterlippe.

»Ich … bin mir nicht sicher«, antwortete er leicht stockend. »Aber es könnte sich bei der Lichtkugel um einen Banshee gehandelt haben.«

»Banshee?« echote Lankar verständnislos.

»Banshees sind die ruhelosen Seelen von Menschen, die irgendwann in Weltraum II den Tod gefunden haben«, erklärte der Logenmeister. »Das hat mir mal ein Treiber erzählt, der auf dem Terranauten-Planet Rorqual mit diesem Phänomen konfrontiert wurde.«

»Und was tut ein Banshee?«

»Die toten Seelen versuchen, das Bewußtsein der Lebenden zu unterjochen und von ihrem Körper Besitz zu ergreifen!« sagte Merlander mit schwerer Stimme.

Wieder gaben die beiden Treiberinnen einen Laut des Entsetzens von sich. Hektisch blickten sie sich in der Kuppel um. Aber noch war keine weitere Lichtkugel zu sehen.

Laacon Merlander konzentrierte seine Aufmerksamkeit auf Zeus. Der Treiber stand stocksteif da, wie angewurzelt. Kein Muskel seines Körpers bewegte sich. Nur ein paar Schweißtropfen standen auf seiner

Stirn. Die Augen hatte er geschlossen.

»Zeus!« rief ihn der Logenmeister an.

Er bekam keine Antwort. Der Treiber schien ihn gar nicht gehört zu haben.

War er noch er selbst? fragte sich Laacon Merlander. *Oder war er dem unheimlichen Angriff der toten Seele bereits erlegen?*

Ein paar Augenblicke später beantwortete sich diese brennende Frage von selbst.

Wie ein Unterseegleiter, der aus den Fluten des Meeres auftaucht, trat die Lichtkugel wieder aus dem Kopf des Treibers hervor. Eine Sekunde lang verharrte sie unschlüssig, schoß dann blitzartig nach unten. Sie drang in den Fußboden der Logenplattform ein und verschwand dann.

Zeus schüttelte heftig den Kopf.

»Puh«, machte er.

Laacon Merlander sah ihn scharf an. »Alles in Ordnung, Zeus?«

Der Treiber nickte zögernd.

»Es … lebte!« stieß er gepreßt hervor. »Es hat versucht, mir meinen Kopf wegzunehmen. Aber ich habe mich gewehrt und …«

»… es ist dir gelungen, den Banshee wieder zu vertreiben«, vervollständigte Merlander aufatmend.

Ein verwunderter Ausdruck trat ins Zeus' Gesicht. »Banshee? Was ist ein Banshee? War das gefährlich, Merlander?«

»Das erkläre ich dir später«, gab der Logenmeister zurück. »Jetzt haben wir andere Sorgen!«

Er warf einen schnellen Blick auf den Bildschirm. Nach wie vor tobte darauf das blutrote Flammenmeer. Und die Ungeheuer waren auch noch da. Ja, es schienen immer mehr zu werden. Und wenn sie dem Beispiel der toten Seele folgten und ebenfalls ins Innere der STORTIS eindrangen …

»Wir müssen hier weg!« sagte er energisch. »Wir müssen das Schiff wieder unter Kontrolle bekommen. Setzt euch auf eure Plätze, und konzentriert euch auf die Mistel!«

Zeus lachte unfroh auf. »Geht nicht!«

»Was?« Laacon Merlander blickte den Treiber mit gerunzelter Stirn an.

»Dieses Lichtding hat mich völlig durcheinandergebracht«, sagte Zeus. »Ich muß mich erst erholen und meine Ruhe wiederfinden. Und außerdem …«

»Außerdem?«

Zeus Alpha deutete auf Kirju Haapala, der besinnungslos auf dem

Boden lag.

»Er fällt aus, nicht wahr?«

»Ja«, nickte Merlander.

Der kranke Treiber würde noch mehrere Stunden ohne Bewußtsein bleiben. So lange hielt die Wirkung der Lähmstrahlen an.

»Zeus hat recht«, schaltete sich Oona Karf in den Dialog ein. »Ohne Kirju sind wir nur zu viert. So geschwächt schaffen wir es nicht, das Schiff durch Weltraum II zu navigieren.«

»Ganz abgesehen davon, daß wir längst die Orientierung verloren haben«, fügte Ain Lavalle hinzu.

Was für ein erbärmlicher Haufen! dachte Laacon Merlander wieder.

Er hatte versäumt, einen Gedankenschirm zu errichten. Zwar war es unter den Mitgliedern einer Loge verpönt, sich gegenseitig in den Kopf zu gucken. Aber wie so oft hielt sich Oona Karf nicht daran. Sie hatte ganz genau mitbekommen, was er dachte.

Maliziös lächelte sie ihn an.

»Das Kompliment kann ich nur zurückgeben«, sagte sie mit einem mokanten Augenaufschlag. »Auch ich habe nie mit einem so erbärmlichen Logenmeister zusammengearbeitet!«

Siri Lankard machte eine ärgerliche Handbewegung.

»Hört auf mit euren persönlichen Streitereien! Dazu ist jetzt wirklich keine Zeit. Beide Seiten haben recht. Ich glaube auch nicht, daß es uns jetzt gelingt, das Schiff wieder so unter Kontrolle zu bekommen, um unseren Flug durch Weltraum II fortsetzen zu können. Andererseits dürfen wir die Dinge aber nicht einfach treiben lassen. Wenn wir nicht schnellstens von hier verschwinden, sind wir mit Sicherheit verloren. Also gibt es nur eine Möglichkeit!«

»Und welche?« fragte Zeus. »Warum streitet ihr immer so? Ich bekomme dann Angst.«

»Wir müssen versuchen, uns wenigstens so weit zu konzentrieren, daß wir die sofortige Rückkehr ins Normaluniversum schaffen.«

»Ja«, nickte Laacon Merlander, »das dürfte unsere einzige Chance sein.« Der vorausberechnete Kontratransitpunkt lag zwar noch einige Lichtjahre entfernt, aber es war ohnehin mehr als fraglich, ob ihn die STORTIS selbst in der Theorie noch erreichen konnte. Die Zeit, die das Schiff jetzt schon führungslos durch Weltraum II jagte, war bereits viel zu lang. Es konnte kein Zweifel bestehen, daß die Kursabweichung sehr groß war. Schließlich flog das Schiff mit vielfacher Lichtgeschwindigkeit.

Zeus stellte einen bedenklichen Gesichtsausdruck zur Schau. »Zu viert? Es wird nicht gehen. Wir vergeuden nur unsere Kräfte.«

Wütend funkelte ihn Siri Lankard an. »Was willst du? Darauf warten, daß der Banshee zurückkommt? Oder daß sonst irgend etwas Schreckliches passiert?«

»Nein, natürlich nicht. Ich meine ja nur …«

»Nehmt eure Plätze ein!« sagte Laacon Merlander bestimmt.

Achselzuckend kam Zeus der Aufforderung nach. Und die anderen folgten seinem Beispiel.

Mit aller Macht konzentrierte sich die Loge auf die Mistelblüte.

*

Der Clanvater hatte ein hartes Urteil über mich gesprochen, das auch sofort vollstreckt wurde.

Drei Tage und drei Nächte Strafhaus!

Ich war empört. Nur mich hatte man eingelocht. Dirk und Moss hingegen war nicht passiert. Die beiden konnten sich nach wie vor ihrer Freiheit erfreuen.

In Ordnung. Gegen Dirk hatte ich nichts. Ihm neidete ich nicht, daß er mit einem Rüffel davongekommen war. Aber Moss! Daß Curd und auch Ulgor ihm seine Lügengeschichte geglaubt und von jeder Bestrafung abgesehen hatten, war in meinen Augen eine schreiende Ungerechtigkeit. Alles in mir bäumte sich dagegen auf.

Moss!

Unwillkürlich knirschte ich mit den Zähnen, wenn ich nur an den hinterlistigen, feisten Clanbruder dachte. Wenn ich wieder aus dem Strafhaus herauskam … Moss war gut beraten, wenn er sich jetzt schon auf den Weg machte, um beim Althar-Clan Unterschlupf zu suchen. Aber auch dort würde ich ihn finden!

Zunächst aber saß ich erst einmal auf Nummer Sicher. Drei Tage und drei Nächte, das waren mehr als hundertundfünfzig Stunden. Eine verdammt lange Zeit, wenn man sie in einem engen Gemäuer absitzen mußte, in dem es außer einer Pritsche, einer Ingxi-Decke, einer Schüssel Wasser und dem Notdurfttopf nichts gab. Abgesehen von den tausend Messerrohlingen, die ich während meiner Strafe scharfschleifen mußte, verstand sich.

Um mein Arbeitspensum zu bewältigen, mußte ich mich ganz schön anstrengen. Wenn ich es nämlich nicht schaffte, wurde mein Strafhausaufenthalt um weitere drei Tage und Nächte verlängert. Trotzdem machte ich im Moment noch keine Anstalten, den Handschleifer in Gang zu setzen. Ich war viel zu wütend, um konzentriert arbeiten zu können. Statt dessen lag ich auf der Pritsche

und starrte böse an die niedrige, unverputzte Decke.

Und als ich da so lag, geschah es auf einmal …

Das Licht der Erkenntnis leuchtete auf!

Vor meinem geistigen Auge sah ich eine Szenerie, wie ich sie in der Wirklichkeit noch niemals gesehen hatte. Ich sah die Sonne! Weiß und grell stand sie am Himmel und sandte ihre Strahlen auf die dichte, nie aufreißende Wolkendecke Lagunds hinunter. Aus den Wolken lugten nur die Gipfel der Berge hervor, messerspitze Grate und schroffe, wie verbrannt wirkende Plateaus. Und auf einem dieser Hochplateaus … Eine Stadt.

Das Bild in meinem Kopf veränderte sich, rückte die Stadt jetzt ganz nah heran. Ich sah Gebäude von außerordentlicher Größe und befremdlicher Architektur. Riesige Kuppeln, würfelförmige Kästen, hoch aufragende Türme, langgestreckte Freiflächen, die so eben waren, als hätte man sie mit einer Schleifscheibe plangeschliffen. Bei dem Material, mit dem die Gebäude erbaut worden waren, handelte es sich ganz offensichtlich weder um Felsgestein noch um Ziegel. Es mußte ein Baustoff sein, der den Clans völlig unbekannt war.

Trotz ihrer kühnen, in eine ferne Zukunft weisenden Konstruktion wirkte die Stadt auf mich unendlich alt, alt und verbraucht. Eine Atmosphäre des Verlorenseins, des Überflüssigen, ja, des Verfalls schien drückend über den Gebäuden zu liegen, eine Atmosphäre, die ich beinahe körperlich zu spüren glaubte. Die Stadt war wie tot. Nichts regte sich in ihr, und ich gewann den Eindruck, daß dies schon immer so gewesen war und auch immer so bleiben würde.

Aber schon während mir dieser Gedanke kam, wußte ich, daß er nicht richtig war. Ich kannte diese Stadt. Nicht aus eigener Anschauung, natürlich nicht, wohl aber aus den Erzählungen der älteren Clanbrüder und auch aus den Lehrstunden des Clanmagisters.

Die Himmelsstadt!

So hieß sie in den alten Überlieferungen, und so wurde sie auch noch heute genannt. Erbaut worden sein sollte sie von unseren Urahnen, die einst von den Sternen nach Lagund gekommen waren. So hieß es jedenfalls. Ob es stimmte, konnte ich nicht beurteilen. Jedenfalls hatte ich noch nie einen Stern gesehen, und ich konnte mir eigentlich auch nicht richtig vorstellen, daß es irgendwo weit, weit jenseits der Wolken Menschen geben sollte.

Eins aber stand fest: In der Himmelsstadt wohnten Menschen. Verrückte, wie unser Clanvater immer zu sagen pflegte. Sie lebten in der Stadt auf dem Gipfel des Krakata und nannten sich die Wächter des Himmels. Ihre Lebensaufgabe sahen sie darin, auf die Rückkehr

unserer Urahnen zu warten.

Einen dieser Himmelswächter hatte ich sogar mal selbst gesehen. Als ich fünf Jahre alt gewesen war, hatte der Verrückte unser Clandorf aufgesucht. Ich sah ihn noch heute deutlich vor mir – einen absonderlich dünnen Mann mit kahlgeschorenem Schädel, der in einer gelben Kutte steckte und in der Hand eine Fackel hielt. Wer so durch die Gegend lief, mußte ja verrückt sein, nicht wahr? Was er im Dorf gewollt hatte, wußte ich nicht mehr. Ich erinnerte mich nur noch, daß ihn die erwachsenen Clanbrüder mit lauten Beschimpfungen und Hohngelächter davongejagt hatten.

Aber wo waren die Himmelswächter jetzt? Deutlich breitete sich vor meinem geistigen Auge die Stadt aus, aber von seinen verrückten Bewohnern zeigte sich keiner.

Als ob dieser Gedanke ein Signal gewesen wäre, veränderte sich jetzt die Perspektive wieder. Erneut wanderte das Bild. Eins der Gebäude, ein schlanker Turm, der mehrere hundert Meter hoch sein mußte, schob sich näher und näher.

Dann sah ich die Spitze des Turms, eine kleine Plattform, die einen Durchmesser von nur wenigen Metern aufwies. Und auf dieser schmalen Plattform … Menschen.

Fünf, sechs Männer in gelben Kutten, die brennende Fackeln in den Händen hielten. Sie sahen genauso aus, wie ich den Verrückten in Erinnerung hatte, der in unserem Dorf gewesen war. Keine Frage, es handelte sich um Himmelswächter.

Aber nicht die Männer waren es, die mir den Atem stocken und mein Herz wie rasend schlagen ließen.

Da war noch jemand auf der Plattform … Jelina!

Ihr Aussehen übertraf das, was ich mir in meinen Träumen vorgestellt hatte. Ja, sie war eine junge Frau geworden, eine junge Frau, die an Anmut und Schönheit ihresgleichen suchte. Völlig nackt stand sie da, mit knospenden Brüsten und einer Figur, die alles Eckige ihrer Kindheit verloren hatte.

Dennoch stöhnte ich tief auf. Denn was die Verrückten mit meiner Clanschwester taten …

Jelina war eine Gefangene. Die Himmelswächter hatten sie an einen Pfahl gebunden, so daß sie sich kaum bewegen konnte. Der Pfahl stand etwas erhöht und war ringsum von dicken Bündeln umgeben, die wie Strohballen aussahen.

Ich brauchte nicht lange, um herauszufinden, welchen Zweck die Strohballen erfüllen sollten. Wenige Meter davon entfernt war eine schrägstehende Glasscheibe aufgebaut worden – ein Spiegel. Der

Spiegel stand noch im Schatten, wurde von den Sonnenstrahlen nicht berührt. In kürzester Zeit jedoch, wenn die Sonne weitergewandert war, würden die Strahlen auf die Spiegelfläche fallen, würden reflektiert werden und genau die Strohballen treffen. Und dann …

Jelina stand auf einem Scheiterhaufen!

Und das wußte sie auch. Sie hatte die Augen geschlossen und hing ergeben in den Stricken, die sie an den Pfahl fesselten. Ihr Gesicht war ein Bild der völligen Hoffnungslosigkeit. Sie hatte sich selbst aufgegeben.

»Jelina«, flüsterte ich tonlos.

Ein paar Augenblicke später begann sich die Szene in meinem Kopf zu verflüchtigen. Die Gestalten Jelinas und der Kuttenträger lösten sich auf, wurden zu formlosen Farbschemen und verschwanden schließlich ganz. Es wurde dunkel in meinem Kopf. Das Licht der Erkenntnis war erloschen.

Über mir sah ich nur noch die rohe Decke meines Gefängnisses.

*

Es war geschafft!

Wie immer hatte sich der Übergang von Weltraum II ins Normaluniversum kaum merklich vollzogen. Aber die Tatsache, daß auf dem großen Bildschirm nicht mehr das rote Flammenmeer tobte, sondern die von hellen Lichtpunkten aufgelockerte Schwärze von Weltraum I sichtbar war, ließ keinen Zweifel an der geglückten Transition aufkommen.

Tief atmete Laacon Merlander auf. Wenn er ganz ehrlich war, dann mußte er zugeben, daß er mit einem Scheitern der Aktion gerechnet hatte. Er hatte den Fähigkeiten seiner Logenmitglieder ganz einfach nicht genug Vertrauen entgegengebracht.

Noch ziemlich erschöpft hingen die Treiber in ihren Schalensitzen. Zu viert hatten sie eine Arbeit geleistet, für die normalerweise sieben erforderlich waren. Ganz klar, daß sie mit ihren geistigen Kräften jetzt so ziemlich am Ende waren.

Der Logenmeister selbst fühlte sich ebenfalls wie ausgelaugt. Die Koordination der PSI-Ströme war ihm selten so schwergefallen wie diesmal.

Ein leichtes Schwindelgefühl gewaltsam unterdrückend erhob er sich und ging ganz nahe an den Bildschirm heran. Er hielt Ausschau nach vertrauten Sternenkonstellationen, um den gegenwärtigen Standort der STORTIS bestimmen zu können. Einen

Navigationscomputer, der so etwas automatisch erledigte, konnte die Loge sich nicht leisten. Mißvergnügt stellte er fest, daß er mit dem Bildausschnitt, den das Holokissen zeigte, wenig anfangen konnte.

Siri Lankard stand jetzt ebenfalls auf und trat an die Seite des Logenmeisters.

»Nun, wo sind wir?«

Laacon Merlander zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Wir können auf dem Monitor nur das sehen, was vor uns liegt. Erforderlich wäre aber wohl eine Rundumsicht.«

»Warum gehen wir nicht nach unten?« schlug der Treiber vor.

»Ja, tun wir das!«

Das Hologerät in der Treiberkuppel konnte nicht verstellt werden. Es zeigte lediglich eine Kopie des Bildes, das der große Hauptschirm in der Zentralebene gegenwärtig lieferte. Allein dieser war mit den schwenkbaren Außenkameras gekoppelt, so daß eine Änderung des Bildausschnitts nur hier vorgenommen werden konnte.

Merlander und Lankard gingen die Wendeltreppe hinunter, die zur Kommandozentrale führte. Zeus Alpha, Ain Lavalle und Oona Karf, die sich inzwischen ebenfalls ein bißchen erholt hatten, folgten den beiden Männern. In der Treiberkuppel blieb nur Kirju Haapala zurück, der erst in ein paar Stunden das Bewußtsein wiedererlangen würde.

Auch in der Zentrale herrschte die Bewußtlosigkeit. Artuur Morgh und Jeng-Jeng, der Schiffseigner und sein 1. Offizier, hingen angeschnallt und mit geschlossenen Augen in ihren Sitzen. Sie befanden sich in einem mit Barbituraten erzeugten Tiefschlaf. Als Nicht-PSI-Begabte wären sie sonst während des Flugs durch Weltraum II mit Sicherheit wahnsinnig geworden. Dasselbe galt auch für die übrigen Besatzungsmitglieder, die in ihren Tiefschlafkammern außerhalb der Kommandozentrale dem Wiedererwachen entgegenträumten.

»Sollen wir Morgh und Jeng-Jeng aufwecken?« erkundigte sich Ain Lavalle.

Merlander winkte ab. »Warten wir noch damit. Morgh wird noch früh genug merken, daß etwas schiefgelaufen ist.«

Wenn sie nicht vorzeitig geweckt wurden, würden die beiden bis zu dem Zeitpunkt weiterschlafen, zu dem der Kontratransit eigentlich vorgenommen werden sollte. Eine gewisse Zeit danach, genauer gesagt, denn der Computer, der den Schlafenden programmgemäß die »Wach-Injektion« verabreichen würde, rechnete natürlich eine Sicherheitsspanne ein. Für die modernen photosensitiven Barbiturate fehlte auf der STORTIS das Geld, noch jedenfalls.

Siri Lankard hatte inzwischen einen Sensor des Zentralbildschirms berührt. Das Bild auf dem Holokissen begann zu wandern, zeigte in Panoramaform das umliegende Weltall. Das Zentrum der Milchstraße mit seiner ungeheuren Zusammenballung von Sonnen kam in Sicht. Damit war ein erster Anhaltspunkt für die gegenwärtige Position der STORTIS gegeben. Einen Augenblick später gewannen die Betrachter einen zweiten Anhaltspunkt: drei Sonnen, die zusammen die Form eines fast rechtwinkligen Dreiecks bildeten.

»Halt das Bild an, Siri!« sagte der Logenmeister.

Der Treiber kam der Aufforderung nach.

»Die Sonne links, das muß Walhalla sein, nicht wahr?« spekulierte er.

»Ja«, bestätigte Laacon Merlander, »das ist ohne Zweifel Walhalla. Was mich allerdings sehr irritiert … Sieht verdammt nah aus, was?«

»Kommt mir auch so vor«, stimmte ihm Lankard zu. »Wenn ich unseren Kurs recht im Kopf habe, dann hätten wir Walhalla in einer Entfernung von mindestens fünfzig Lichtjahren passieren müssen. Aber wenn das fünfzig Lichtjahre sind, dann fresse ich eine verbrauchte Mistel!«

»Das werden wir gleich haben«, sagte der Logenmeister.

Er machte sich am Eingabeterminal des Bordcomputers zu schaffen und konnte sehr schnell die tatsächliche Entfernung der Sonne Walhalla vom Monitor ablesen.

»Acht Komma neun Lichtjahre! Verdammt, wir sind ganz schön vom Kurs abgekommen!«

Acht Komma neun Lichtjahre!

Unter kosmischen Gesichtspunkten gesehen war das nicht viel. Laacon Merlander spürte, daß ihn ein eigenartiges Gefühl beschlich. Er wußte, daß vor gar nicht so langer Zeit im Walhalla-System eine Raumschlacht zwischen Schiffen des Bunds der Freien Welten und des Konzils stattgefunden hatte. Dabei hatte der Bund eine neuartige Waffe eingesetzt, durch die es zu einer Katastrophe gekommen war. Walhalla war zu einer Nova geworden. Aus der augenblicklichen Position der STORTIS würde man das natürlich erst in etwa sieben Jahren erkennen können. Auch mit irgendwelchen physikalischen Auswirkungen war an Ort und Stelle nicht früher zu rechnen – falls es überhaupt zu solchen kommen sollte. Dennoch war Merlander die relative Nähe des kosmischen Glutofens suspekt. Man konnte nie genau wissen, ob es nicht gewisse Wechselwirkungen gab, die sich durch Weltraum II fortpflanzten.

Oona Karf war sein bedenkliches Gesicht nicht entgangen. Ihre

eigene Nervosität bekam dadurch neue Nahrung.

»Droht uns Gefahr?« fragte sie mit leicht schrillem Unterton.

»Nein, nein«, antwortete Merlander schnell. Um alles in der Welt wollte er jetzt keine neue Unruhe in die Loge bringen. Er wandte sich an Siri Lankard. »Laß das Bild weiterlaufen. Wir müssen Klarheit über unsere unmittelbare Umgebung gewinnen.«

Es stellte sich heraus, daß sich die STORTIS nur wenige Lichtwochen von einer Sonne des Spektraltyps F entfernt befand. Der Bordcomputer gab Auskunft über das System.

»Der Name des Zentralgestirns lautet Heinlein«, las Merlander vom Monitor ab. »Es gibt sechs Planeten, von denen fünf unbewohnbar sind. Heinlein IV wurde während des großen Exodus besiedelt, später aber sich selbst überlassen und nicht mehr angeflogen. Die Welt gilt seitdem als gesperrt!«

Si Lankard pfiff leise durch die Zähne. »Ein verbotener Planet also! Steht im Katalog, aus welchem Grund die Sperrung erfolgte?«

Der Logenmeister ließ das Schriftbild weiterlaufen, schüttelte dann den Kopf.

»Keine näheren Hinweise«, gab er Auskunft.

»Vielleicht einer der Geheimplaneten der Gard?« mutmaßte Oona Karf. »Weißt du etwas darüber, Ain? Schließlich warst du mal eine Angehörige des Verbrechervereins!«

Die ehemalige Graue Treiberin hörte es gar nicht gerne, wenn irgend jemand die Garden in den Schmutz zog.

Zwar war sie dekonditioniert worden und hatte auch aus persönlichen Gründen wenig Anlaß, die Polizeimacht des irdischen Sternenreichs besonders zu lieben, aber alte Wurzeln verkümmerten nur langsam.

»Hüte deine Zunge, du kleine Hure!« zischte sie böse.

Innerlich stöhnte Laacon Merlander auf. Schon wieder bahnte sich ein Streit an!

Zum Glück legte sich die Spannung gleich wieder. Oona Karf war nicht beleidigt, lachte nur über die Worte ihrer Logenschwester.

»Schon gut, schon gut«, sagte sie. »Die Garden sind natürlich eine über jeden Zweifel erhabene Institution! Sagst du uns nun, ob Heinlein IV ein geheimer Gardenplanet ist?«

»Mir ist davon nichts bekannt«, antwortete Ain Lavalle. »Aber das will natürlich nicht viel besagen.«

Das will es in der Tat nicht, dachte Merlander. Ain Lavalle hatte in der Hierarchie der Grauen nicht hoch genug gestanden, um in größere Geheimnisse eingeweiht zu werden. Davon abgesehen aber war die

Wahrscheinlichkeit, daß Heinlein IV aus ganz anderen Gründen zum verbotenen Planeten erklärt worden war, viel größer. Einheimische Mikroorganismen, die dem menschlichen Metabolismus abträglich waren, Seuchengefahr, unkontrollierbare PSI-Phänomene – dies alles konnte bei der Entscheidung, eine Welt zu sperren, eine Rolle spielen. Genausogut war es möglich, daß der Planet in ökonomischer Hinsicht nicht genug hergab, um eine ständige »Befriedigung« rebellischer Siedler lohnend erscheinen zu lassen. Heinlein IV wäre nicht der erste Planet gewesen, den das Konzil aus dem letzten Grund sich selbst überlassen und mit einem Anflugboykott belegt hätte.

In jedem Fall war der vierte Planet der Sonne Heinlein offenbar bewohnbar. Und es gab mehrere gute Gründe für Laacon Merlander, eine Landung ins Auge zu fassen. Es fragte sich nur, was Artuur Morgh dazu sagen würde …

*

Ich brauchte eine ganze Weile, um das, was ich gesehen hatte, zu verdauen und vor allem richtig zu überdenken. Eine gewisse Erleichterung breitete sich in mir aus, nachdem ich mir klargemacht hatte, daß Jelina noch nicht endgültig verloren war. Die Szene, die mir das Licht der Erkenntnis gezeigt hatte, konnte nicht aus der Vergangenheit stammen. Dazu hatte meine Clanschwester zu erwachsen ausgesehen. Das entsetzliche Geschehen in der Himmelsstadt würde sich also erst in der Zukunft abspielen.

Wann?

Das konnte ich nicht sagen. Aus meinen bisherigen Erfahrungen mit dem Licht der Erkenntnis wußte ich, daß wenige Tage, unter Umständen aber auch mehrere Wochen vergehen mochten, bis das Geschehen Wirklichkeit wurde. In jedem Fall aber durfte ich wohl davon ausgehen, daß Jelina noch zu retten war.

Und wer sollte sie retten?

Dafür kam nur ein einziger in Frage: ich selbst!

Ich wollte nicht bestreiten, daß sich eine ganze Reihe meiner Clanbrüder sofort auf den Weg machen würde, um Jelina zu befreien. Jelina war eine von Riglan, und das bedeutete, daß der Clan alles tun würde, was in seiner Macht stand. Als sie vor einem Jahr verschwunden war, hatten sämtliche Brüder und Schwestern tagelang nach ihr gesucht. Erst als keine Aussicht mehr bestanden hatte, sie zu finden, waren die Nachforschungen eingestellt worden. Jetzt aber sahen die Dinge anders aus. Für nahezu alle Clanangehörigen war

Jelina längst tot. Niemand würde mir glauben, daß ich sie lebend vor mir gesehen hatte. Thor, du bist ein unverbesserlicher Träumer! Das würden sie zu mir sagen und sich kopfschüttelnd abwenden. Nein, es gab nur eine Möglichkeit: Ich mußte die Dinge selbst in die Hand nehmen!

Die Frage war nur, wie ich das anstellen sollte. Drei Tage und drei Nächte war ich noch dazu verurteilt, im Strafhaus auszuharren. Drei Tage und drei Nächte zuviel! Hundertundfünfzig Stunden waren zu kostbar, um sinnlos verschwendet zu werden.

Ich mußte hier raus!

Nur hatte ich noch nicht die geringste Ahnung, wie ich das anstellen sollte. Den Bruder, der mir das nächste Essen bringen würde, mit einem Messerrohling niederschlagen? Nein, das konnte ich nicht tun. Es war nicht auszuschließen, daß ich ihn dabei ernsthaft verletzte, und dann wäre ich meines Lebens nicht mehr froh geworden. Und ihn einfach mit den Fäusten angreifen? Hm, das war so eine Sache. Man konnte mich wirklich nicht als einen Schwächling bezeichnen, aber ob ich einen Zweikampf mit einem ausgewachsenen Mann siegreich bestehen konnte, blieb höchst fraglich. Wenn mir allerdings gar nichts anderes mehr einfiel, würde ich es wohl riskieren müssen. Auch auf die Gefahr hin, daß mich der Clanvater allerstrengstens bestrafen würde. Angesichts der Gefahr, die Jelina drohte, konnte mich keine Bestrafung von meinen Absichten abhalten.

Ich stand von der Pritsche auf und trat an das kleine Fenster heran, durch das ich nach draußen blicken konnte. Das Fenster war nicht vergittert. Aber das half mir nicht viel. Es war viel zu schmal, um mich hindurchzwängen zu können. Selbst ein Dreijähriger hätte schon Schwierigkeiten gehabt, den Raum auf diesem Wege zu verlassen.

Ein Gedanke kam mir. Und wenn ich versuchte, das Fensterloch mit. Hilfe der Schleifscheibe zu vergrößern? Für einen Augenblick war ich begeistert von dieser Idee. Dann aber dachte ich ein bißchen nach, und meine Begeisterung schwand sofort dahin. Eine Schleifscheibe, die zur Metallbearbeitung gebrannt worden war, eignete sich nicht zum Steinschneiden. Das Kommaterial, aus dem die Scheibe bestand, hatte die falsche Härte. Und außerdem war die Scheibe viel zu breit. Was ich brauchte, war eine Trennscheibe, wie sie beim Schneiden von Felsblöcken Verwendung fand. Mit dem Ding, das auf dem Bock aufgespannt war, würde ich eine Ewigkeit brauchen, um die Ziegelsteine des Strafhauses wegzuschleifen.

Draußen ging inzwischen der Tag zur Neige. Die grauen Wolken, die über dem Clandorf hingen, wurden dunkler und dunkler.

Außerdem hatte es angefangen, wieder einmal zu regnen. In einigen Häusern brannten bereits die Lichter. Auf dem Hauptplatz, an dem das Strafhaus lag, sah und hörte ich mehrere Brüder und Schwestern. Niemand schenkte mir auch nur die geringste Aufmerksamkeit. Alle hatten es eilig, dem Regen zu entkommen. Aber selbst wenn schönes Wetter gewesen wäre, hätte mich kaum jemand beachtet. Einer, der im Strafhaus saß, wurde allgemein mit Verachtung gestraft, bis er wieder draußen war. Das gehörte zur Strafe ganz einfach dazu. Es wäre also absolut sinnlos gewesen, wenn ich jemanden angerufen hätte.

Ich kehrte zu meiner Pritsche zurück und legte mich wieder hin. Die Lampe über meinem harten Lager machte ich nicht an. Im Halbdunkel konnte man besser nachdenken. Und da ich sowieso nicht vorhatte, die Messerrohlinge zu bearbeiten, brauchte ich ja auch kein Licht.

Als es draußen schon fast ganz dunkel geworden war, kam Clanbruder Fran, um mir das Abendessen zu bringen. Als er die Tür aufschloß, schwang ich mich von der Pritsche und sprang auf.

»Bei den Clanahnen, warum machst du denn kein Licht?« begrüßte er mich.

Während er vom Lichtschein der Flurlampe erfaßt wurde, stand ich im Dunkel. Er konnte mich nur ganz undeutlich erkennen.

Ich verspürte ein Jucken in den Fingern. Sollte ich mich auf ihn stürzen? Dunkelheit und Überraschungsmoment standen ganz auf meiner Seite, denn natürlich rechnete Fran nicht im Traum damit, daß ich ihn angriff.

Sprungbereit stand ich da, mit trockenem Hals und wild jagendem Puls. Die Hände hatte ich zu Fäusten geballt.

Los! gab ich mir selbst das Kommando. Spring ihn an und … Ich konnte es nicht. Weniger, weil ich Angst vor Fran hatte oder die Strafe fürchtete, falls die Aktion danebenging. Es war mehr die Scheu, mich an einem Clanbruder zu vergreifen, der mir nicht das geringste getan hatte.

Fran trat ein und stellte die Platte mit zwei gefüllten Näpfen und einer Tasse auf den Boden vor der Pritsche. Dabei wäre er fast über den Haufen Messerrohlinge gestolpert, den ich malerisch dort ausgebreitet hatte.

Wieder hätte ich eine günstige Gelegenheit gehabt, ihn zu überrumpeln. Aber inzwischen hatte ich mich endgültig entschlossen, nichts Gewaltsames zu unternehmen. Auch einen schnellen Sprung zur Tür riskierte ich nicht. Fran war zwölf Jahre alt und zumindest genauso schnell wie ich. Er hätte mich im Handumdrehen wieder

eingeholt, und dann wäre es doch zu dem Kampf gekommen, den ich vermeiden wollte.

»Wenn ich dir einen guten Rat geben darf, Bruder Thor«, sagte Fran, als er wieder zur Tür zurückging, »dann würde ich langsam mal mit der Arbeit anfangen. Oder hast du vor, noch ein paar Tage länger hierzubleiben?«

»Warum nicht?« gab ich mürrisch zurück. »Hier gefällt es mir besser als draußen auf der Weide.«

Natürlich stimmte das nicht. Zwar war es alles andere als ein Vergnügen, mit Garss zusammenzuarbeiten. Aber es war mir ganz bestimmt lieber, als hier im Loch zu stecken und Messer zu schleifen.

Fran lachte. »Habe bisher noch gar nicht gewußt, daß du ein Stubenhocker bist. Na ja, wenn es dir wirklich Spaß macht ...«

Er ging und machte die Tür hinter sich zu. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, und meine Chance, dem Strafhaus zu entfliehen, war unwiderruflich dahin.

Ich verwünschte mich selbst. Ein charakterloser Bursche wie Moss hätte wahrscheinlich weniger Probleme mit sich gehabt. Allerdings wäre mein fetter Clanbruder auch nicht besser dran gewesen. Den Mut, Fran anzugreifen, hätte er ganz bestimmt nicht aufgebracht.

*

»Warum, bei den Fleischtöpfen von Gomorrha, sollten wir so etwas Unsinniges tun?«

Artuur Morgh war empört. Die Speckfalten seines feisten Gesichts zitterten, sein verfetteter Körper bebte. Er machte den Eindruck, als würde er jeden Augenblick aus der Haut fahren – im wahrsten Sinne des Wortes. Heftig fuhr er herum und blickte seinen Ersten Offizier an.

»Was sagst du dazu, Jeng?«

Jeng-Jeng schob sein kantiges Kinn vor. Er war ein Klotz von einem Mann, breitschultrig und bullig, und sah sich selbst als den Prototyp eines Soldaten. Aus irgendwelchen Gründen, die er streng geheimhielt, war es ihm nie gelungen, sich seinen Herzenswunsch zu erfüllen und Angehöriger der Grauen Garden zu werden. Auf das Soldatentum wollte er dennoch nicht verzichten. Er legte allergrößten Wert darauf, von allen Besatzungsmitgliedern mit Erster Offizier angeredet zu werden, und es erfüllte ihn mit stetigem Grimm, daß ihn der Schiffsführer kurz und schmerzlos Jeng nannte. Obwohl es auf einem Trampschiff wie der STORTIS eher lächerlich wirkte, lief er jederzeit mit einer Galauniform herum, die jedem Helden in einem RMN-

Heimatfilm zur Ehre gereicht hätte.

»Ich würde es auch für höchst unsinnig halten, diesen verbotenen Planeten anzufliegen!« bekräftigte er die Worte Morghs.

»Da hören Sie es, Merlander«, sagte der fette Mann befriedigt. »Eine Landung auf Heinlein IV kommt nicht in Frage! Wir haben keine Zeit zu verlieren. Oder haben Sie vergessen, daß wir wertvolle Fracht nach Parisienne zu befördern haben?«

Nein, das hatte der Logenmeister keineswegs vergessen. Wertvolle Fracht war genau die richtige Bezeichnung. Derzeitig gab es im gesamten irdischen Sternenreich nichts Wertvolleres als Misteln, noch dazu illegale Misteln. Eine einzige davon war ein gewaltiges Vermögen wert. Und die STORTIS hatte gleich fünf Stück an Bord. Kein Wunder, daß es Artuur Morgh drängte, das kostbare Gut schnellstens zu seinem Bestimmungsort zu bringen, zumal man auf Parisienne bereits sehnsüchtig auf das Eintreffen des Schiffes wartete.

Dennoch, es ging nicht!

»Seien Sie vernünftig, Morgh«, blieb Merlander beharrlich. »In der augenblicklichen psychischen Verfassung ist es meiner Loge unmöglich, einen Transit in Weltraum II vorzunehmen. Wir sind ganz einfach personell zu schwach besetzt.«

»Hol's der Atomteufel«, schimpfte Artuur Morgh. »Das haben Sie doch schon gewußt, als wir von Madrigal abflogen!«

»Seien Sie nicht ungerecht«, verwahrte sich Merlander gegen diesen Vorwurf. »Wer hat denn auf einen überstürzten Abflug gedrängt, weil die Treiberhilfe hinter ihm her war?«

Darauf wußte der Schiffsführer nichts zu sagen, biß sich nur wütend auf die Unterlippe.

»Warum sind Sie so versessen darauf, Heinlein IV anzufliegen?« erkundigte sich Jeng-Jeng mit seiner knarrenden Stimme.

»Das kann ich Ihnen sagen, Erster Offizier«, antwortete der Logenmeister. »Ich hoffe, auf dem Planeten noch ein paar Treiber zu finden, die wir anheuern können.«

»Auf einer Welt, die für den interstellaren Verkehr gesperrt ist? Wie sollen da Treiber hinkommen?«

Laacon Merlander lächelte dünn. »Die Sperre wurde durch das Konzil vorgenommen. Aber es gibt viele, die sich einen Dreck um Konzilserlasse scheren. Schiffe des Bunds der Freien Welten oder anderer Planeten, die sich selbständig gemacht haben, Terranauten oder auch Leute wie wir selbst. Jetzt sagen Sie bloß, Sie wollen Heinlein IV nicht anfliegen, weil das Konzil es verboten hat!«

»Natürlich nicht«, erwiderte Jeng-Jeng beinahe stolz. »Die STORTIS

kennt nur ein Gesetz: ihr eigenes.«

Klar, dachte der Logenmeister, darum rennen wir auch wie die Denebschweine, wenn, wir auf jemanden stoßen, der mit diesem unseren Gesetz nicht so ganz einverstanden ist.

»Und was ist, wenn wir auf dem Planeten keine Verstärkung für Ihre Loge finden?« mischte sich Artuur Morgh wieder in das Gespräch.

»Dann müssen wir wenigstens versuchen, einen Arzt zu finden, der Kirju Haapala wieder so hinkriegt, daß er eingesetzt werden kann. In seinem augenblicklichen Zustand ist daran beim besten Willen nicht zu denken. Das Risiko wäre viel zu groß – für uns alle, wohlgemerkt!«

»So schlimm wird es doch nicht um ihn stehen«, wiegelte der Erste Offizier unwillig ab.

»Nicht? Na, dann sehen Sie ihn sich doch mal an. Kommen Sie mit hoch zur Logenplattform!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte sich Laacon Merlander ab und ging auf die Wendeltreppe zu, die nach oben führte. Wohl oder übel mußten ihm Morgh und Jeng-Jeng folgen.

Der Psycho-Epileptiker hatte den Lähmschock inzwischen überwunden und war wieder bei Bewußtsein. Die Nachwirkungen seines Anfalls jedoch hatte er noch längst nicht abgeschüttelt. Wie ein Wrack hing er in seinem Schalensitz, schlaff und sichtlich erschöpft. Aber nicht sein ramponierter körperlicher Zustand gab zu größten Bedenken Anlaß. Es war mehr seine psychische Verfassung, die ihn zu einem echten Problemfall machte.

Schon ein Blick in seine Augen genügte, um zu erkennen, wie es um ihn stand. Stumpf und geistesabwesend stierte er vor sich auf den Boden. Ain Lavalle und Oona Karf, die bei ihm standen, schien er gar nicht zu bemerken. Und auch von dem Eintritt der drei Männer nahm er überhaupt keine Notiz.

»Nun, sind Sie jetzt überzeugt?« fragte Laacon Merlander. »Oder glauben Sie immer noch, daß er das Potential der Loge stärken kann?«

Artuur Morgh trat ganz dicht an den kranken Treiber heran. »Haapala, hören Sie mich?«

Der Psycho-Epileptiker hob nicht einmal den Kopf und zeigte auch sonst keinerlei Reaktionen.

»Haapala!«

Auch der laute Tonfall, den der Schiffsführer jetzt anschlug, änderte nichts. Kirju Haapala fuhr fort, völlig teilnahmslos auf den Boden zu starren.

Jeng-Jeng drängte sich nach vorne.

»Lassen Sie mich mal, Kapitän«, schnarrte er. »Geistiger Stupor kann

oft durch eine kleine Schockbehandlung kuriert werden!«

Bevor einer der anderen eingreifen konnte, holte er aus und klatschte dem Treiber seine Hand ins Gesicht, links, rechts, links, rechts.

Laacon Merlander war empört. »Sind Sie verrückt geworden, Jeng? Haapala ist krank! Sie können doch nicht …«

»Maul halten!« schnitt ihm der Erste Offizier barsch das Wort ab. Dann packte er den Treiber an seinem Overall und riß ihn aus dem Schalensitz hoch. Kraftlos hing der Psycho-Epileptiker in seinen Armen.

»Sehen Sie mich an, Haapala!« brüllte Jeng-Jeng. »Sehen Sie mich, verdammt noch mal, an!«

Und tatsächlich hob der Treiber die Augen. Stumpf blickte er den vor ihm stehenden Mann an.

Und plötzlich schwand die starre Teilnahmslosigkeit aus seinen Zügen. Sein Gesicht verzerrte sich, wurde zu einer Grimasse abgrundtiefen Hasses.

Der Anblick erinnerte Laacon Merlander an seinen psycho-epileptischen Anfall. Genauso hatte Haapalas künstliches Alter Ego ausgesehen, bevor es zu der makabren Mordtat kam.

Bei Yggdrasil, dachte der Logenmeister, er wird doch nicht schon wieder einen Anfall bekommen? Innerlich bereitete er sich bereits darauf vor, gleich wieder mit irgendwelchen PSI-Gestalten konfrontiert zu werden.

Diese Befürchtungen bewahrheiteten sich jedoch nicht. Statt dessen geschah etwas anderes Unerwartetes.

Verglichen mit der bulligen Gestalt des Ersten Offiziers war Kirju Haapala geradezu ein Schwächling. Im Normalfall hätte er es niemals mit den überlegenen Körperkräften des anderen Mannes aufnehmen können. Dennoch gelang es ihm jetzt mit beinahe spielerischer Leichtigkeit, sich ruckartig dem Griff Jeng-Jengs zu entziehen. Haßerfüllt starrte er sein Gegenüber an.

»Valdec!« keuchte er. »Valdec, du elender Hund!«

Valdec?

Laacon Merlander kannte nur einen Mann dieses Namens: Max von Valdec, den gestürzten Lordoberst des Konzils und Generalmanag des allmächtigen Kaiser-Konzerns. Warum aber redete Haapala den Ersten Offizier mit diesem Namen an?

Jeng-Jeng war genauso verblüfft wie der Logenmeister und alle anderen Anwesenden. Und er hatte gleich Gelegenheit, noch verblüffter zu werden.

»Ich bringe dich um, du Hund!« stieß Kirju Haapala geifernd hervor.

Im nächsten Augenblick stürzte er sich wie ein wildes Tier auf den Ersten Offizier. Schon schlossen sich seine wie Krallen gebogenen Hände um den Hals Jeng-Jengs.

Der Angegriffene torkelte zurück, wäre beinahe zu Boden gestürzt. Und dann hatte er beide Hände voll zu tun, sich des tobenden Treibers zu erwehren. Der unerklärliche Haßausbruch verlieh Haapala erstaunliche Kräfte. Es dauerte eine ganze Weile, bis Jeng-Jeng endlich die Oberhand gewann. Mit einem wuchtigen Fausthieb genau an den Kinnwinkel holte er den Rasenden schließlich von den Füßen. Benommen blieb der Psycho-Epileptiker auf dem Boden liegen.

Verständnislos schüttelte der Erste Offizier den Kopf und betrachtete dabei seine aufgeschlagenen Knöchel.

»Haapala scheint verrückt geworden zu sein«, murmelte er. »Vielleicht braucht er wirklich einen Arzt, Kapitän!«

Artuur Morgh seufzte, dachte dann kurz nach.

Anschließend erklärte er sich mit einer Landung auf Heinlein IV einverstanden.

*

Obgleich ich mir das Gehirn zermartert hatte, war mir keine Patentlösung eingefallen, wie ich aus dem Strafhaus herauskommen konnte. Irgend etwas mußte aber geschehen! Deshalb startete ich einen Versuch, an dessen Gelingen ich allerdings selbst nicht glaubte.

Ich trat an die Tür und hämmerte mit beiden Fäusten dagegen. »Bruder Fran, hörst du mich?«

Es dauerte eine ganze Weile, bis Frans näher kommende Schritte hörbar wurden.

»Was willst du?«

»Ich muß sofort mit dem Clanvater reden, Bruder«, sagte ich eindringlich.

»Was?«

»Es ist wichtig!«

Fran lachte. »Nichts kann so wichtig sein, als daß es eine Störung des Clanvaters um diese Zeit rechtfertigen würde. Du weißt wohl nicht, wie spät es ist, was?«

»Doch, doch, das weiß ich sehr wohl, nur … Es ist wirklich ungeheuer wichtig, Bruder Fran!«

Wieder lachte Fran. »Laß mich entscheiden, ob es wichtig ist. Also, um was geht es?«

»Es geht um … Jelina!«

»Jelina?«

Schon seinem Tonfall konnte ich entnehmen, was er dachte. Und nachdem ich ihm dann erzählt hatte, was ich durch das Licht der Erkenntnis wußte, änderte er seine Ansicht kein bißchen.

»Mit diesem Unsinn willst du den Clanvater belästigen?« fuhr er mich durch die geschlossene Tür an. »Ich hätte dich für vernünftiger gehalten, Bruder Thor!«

Mit schweren Schritten entfernte er sich.

Wütend und auch ziemlich verzweifelt warf ich mich auf die Pritsche. Es war genauso gekommen, wie ich mir das gedacht hatte. Man hielt mich für einen Spinner und Träumer und nahm mich nicht ernst. Ich konnte glatt verrückt werden über soviel Unverstand! Aber damit war Jelina auch nicht geholfen.

Wenig später klopfte Jemand von draußen gegen die Fensterscheibe, die ich beim Einsetzen des Regens geschlossen hatte.

»Thor!«

Ich war sofort auf den Füßen und eilte zum Fenster. Durch die Scheibe sah ich eine schattenhafte Gestalt. Auf Anhieb konnte ich nicht erkennen, um wen es sich handelte.

Schnell öffnete ich das Fenster. Es war mein Clanbruder Dirk, der draußen stand.

»Tut mir leid, daß dich Ulgor eingelocht hat, Thor«, flüsterte er. »Hier, ich habe dir zum Trost etwas mitgebracht!«

Dirk war ein feiner Kerl, das hatte ich schon immer gewußt. Er schob mir verstohlen eine Tüte hin. Der aromatische Geruch von Hefekugeln kitzelte meine Nase, und unwillkürlich lief mir das Wasser im Munde zusammen. So etwas Leckeres gab es im Strafhaus natürlich nicht. Ich fand es ganz toll, daß Dirk an mich gedacht und dabei das Risiko auf sich genommen hatte, selbst streng bestraft zu werden. Hefekugeln für jemanden, der im Strafhaus saß? Ein solches Vergehen mußte ja den Zorn des Clanvaters herausfordern.

»Und noch etwas, was dich freuen wird«, sagte Dirk. »Ich habe Moss eine Abreibung verpaßt, an die er noch lange denken wird!« Tiefe Befriedigung sprach aus seiner Stimme.

Auch ich konnte nicht leugnen, daß mich diese Information über alle Maßen erfreute. Aber die Freude schwand schnell wieder dahin. Im Augenblick hatte ich wirklich ganz andere Probleme.

»Ich muß gehen«, flüsterte Dirk. »Sonst sieht mich noch irgendwer. Und das muß ja nun wirklich nicht sein. Mach’s gut, Bruder, und laß den Kopf nicht hängen.«

Er wollte schnell davonhuschen, aber ich hielt ihn zurück.

»Dirk!«

»Ja, ist noch was?« Eine gewisse Unruhe machte sich jetzt bei ihm bemerkbar.

»Vielen Dank für die Hefekugeln«, sagte ich. »War wirklich riesig nett von dir, aber … Würdest du mir … noch einen kleinen Gefallen tun, Bruder Dirk?«

»Was für einen Gefallen?«

»Würdest du mir eine Steintrennscheibe besorgen?«

»Eine … Was?«

»Steintrennscheibe!« wiederholte ich ein bißchen ungeduldig.

»Was, bei den Grotten von Thepis, willst du denn damit?« Dirk dachte ein paar Augenblicke nach und kam dann selbst auf die Antwort. »Du willst doch nicht etwa … ausbrechen?«

»Doch, genau das will ich!«

Dirk holte tief Luft. »Du bist verrückt, Bruder Thor! Weißt du eigentlich, was du da vorhast?«

»Und ob ich das weiß!«

Sollte ich ihm sagen, aus welchem Grunde ich so versessen darauf war, aus dem Strafhaus rauszukommen? Ja, das war wohl besser, denn sonst würde er mich nie verstehen. Ich erzählte ihm also dasselbe, was ich kurz zuvor schon Fran erzählt hatte.

»Hm«, machte Dirk, als ich fertig war.

Ich empfand es als vielversprechend, daß er mich nicht spontan als armen Irren bezeichnete. Allerdings mußte ich auch zugeben, daß sich meine Altersgenossen in der Vergangenheit gegenüber meinen geheimnisvollen Stimmen und Bildern nicht ganz so ablehnend verhalten hatten wie die Erwachsenen. Der Grund war wohl der, daß ich sie ein paarmal mit meinem Wissen von zukünftigen Geschehnissen beeindruckt hatte. Die älteren Clanbrüder und -schwestern hatten das selbstverständlich als Zufall abgetan, während es meine Altersgenossen immerhin für möglich gehalten hatten, daß doch etwas an dem dran war, was ich sagte.

Und so ging es Dirk anscheinend jetzt auch. Er schluckte. »Glaubst du wirklich …?«

»Ja, ich bin fest davon überzeugt«, bekräftigte ich. »Bringst du mir nun die Trennscheibe?«

Dirk trat von einem Fuß auf den anderen. Deutlich spürte ich, wie unbehaglich ihm zumute war. Der Zwiespalt zwischen brüderlicher Hilfsbereitschaft und den Clangesetzen machte ihm schwer zu schaffen. Niemand verstand das so gut wie ich.

»Vielleicht«, druckste er, nachdem er sekundenlang gar nichts mehr gesagt hatte, »vielleicht solltest du mal mit dem Clanvater sprechen. Was meinst du dazu?«

»Glaubst du, das hätte ich noch nicht versucht?« Ich berichtete ihm von meiner Unterredung mit Fran.

»Tja«, quetschte Dirk hervor.

Dieser Ton sagte mir bereits, wie er sich entscheiden würde.

»Du willst mir also nicht helfen?«

»Versteh mich doch richtig, Bruder Thor. Ich kann doch nicht wirklich hingehen und …«

»Schon gut«, unterbrach ich ihn brüsk. »Ich weiß jetzt, was ich von deiner Freundschaft zu halten habe!«

Wütend knüllte ich die Tüte mit den Hefekugeln zusammen und warf sie ihm vor die Füße.

»Und diesen Dreck kannst du auch wiederhaben!«

Dann knallte ich das Fenster zu und kehrte erbittert zu meiner Pritsche zurück.

Erst als ich mich wieder ein bißchen von meinem Zorn erholt hatte, ging mir auf, wie ungerecht ich zu Dirk gewesen war. Ich nahm mir vor, mich bei ihm zu entschuldigen, sobald ich Gelegenheit dazu fand. In jedem Fall hatte ich jetzt auch noch den einzigen Menschen vergrault, der überhaupt bereit gewesen war, sich um mich zu kümmern.

Und die Hefekugeln waren auch weg …

Verbittert lag ich auf meinem harten Lager und zermarterte mir das Hirn, wie ich die verfahrene Situation zu meinen Gunsten verändern konnte.

Dann passierte etwas, womit ich im Traum nicht gerechnet hatte. Es klopfte jemand gegen die Scheibe.

Ich fuhr hoch und eilte zum Fenster.

»Thor?«

Es war inzwischen so dunkel geworden, daß ich denjenigen, der draußen stand, kaum sehen konnte. Aber ich erkannte seine Stimme. Es war die meines Clanbruders Falk.

Was wollte Falk von mir? Ich konnte es mir beim besten Willen nicht vorstellen.

»Ja, was ist?« meldete ich mich.

»Ich habe mit Dirk gesprochen«, sagte Falk. »Er hat mir alles erzählt – über Jelina, meine ich.«

»Und jetzt bist du gekommen, um mich zu verhöhnen, richtig?«

»Nein, Bruder Thor, darum bin ich ganz bestimmt nicht hier. Ich

glaube dir nämlich!«

Wenn das keine Überraschung war – ein Erwachsener glaubte mir! Falk war elf Jahre alt und gehörte normalerweise zu denen, die mich wegen meiner inneren Stimmen und Bilder immer ganz besonders verlacht und verspottet hatten.

»Wie kommt es, daß du mich auf einmal nicht mehr für einen verrückten Spinner hältst?« erkundigte ich mich. So ganz traute ich dem älteren Clanbruder noch nicht.

»Wegen Jelina«, erwiderte Falk. »Auch ich habe schon immer gefühlt, daß sie nicht tot ist. Und nachdem du jetzt meine Ahnungen bestätigt hast … Du verstehst, was ich meine?«

»Nicht … so ganz«, gab ich zögernd zu.

»Thor, du weißt doch, daß ich zu Jelina eine besondere Beziehung habe, oder?«

Natürlich, jetzt fiel es mir ein. Jelina und Falk hatten dieselbe leibliche Mutter. Innerhalb der Clanfamilie spielten Blutsverwandtschaften zwar eine völlig untergeordnete Rolle, aber mitunter entwickelten sich daraus doch tiefergehende Verbindungen.

»Gut, Bruder«, sagte ich, »du glaubst mir also. Und was folgt nun daraus?«

»Ich werde mich mit dir gemeinsam auf die Suche nach Jelina machen«, erwiderte Falk mit fester, entschlossener Stimme. »Und zwar noch in dieser Nacht!«

Das hörte ich gerne. Aber Falk übersah offensichtlich einen wesentlichen Tatbestand.

»Noch in dieser Nacht?« wiederholte ich. »Ich sitze hier in diesem Loch und …«

»Das läßt sich ändern«, sagte Falk mit einem kurzen Auflachen. »Mach das Fenster auf.«

Ich tat, was er von mir verlangte. Im nächsten Augenblick schob er einen tellerähnlichen Gegenstand durch die Öffnung.

Eine Steintrennscheibe!

»Zufrieden?« fragte er.

»Ja.«

Ich war völlig überrascht. Nicht im Traum hätte ich damit gerechnet, daß ich noch eine Chance bekommen würde, aus dem Strafhaus herauszukommen. Nachdem ich Dirk verärgert hatte, war ich eigentlich davon überzeugt gewesen, daß ich damit alles verspielt hatte. Aber wie es aussah, hatte mir Dirk den Wutanfall doch nicht übelgenommen. Das konnte ich ihm gar nicht hoch genug anrechnen.

»Wie lange brauchst du, um dich zu befreien?« erkundigte sich

Bruder Falk.

»Eine halbe Stunde, würde ich sagen.«

Falk nickte. »In einer halben Stunde bin ich wieder hier. Proviant, Werkzeuge und Waffen bringe ich mit. Kennst du den Weg zur Himmelsstadt?«

Darüber hatte ich noch gar nicht nachgedacht.

»Nicht eigentlich«, beantwortete ich seine Frage. »Ich weiß zwar so ungefähr …«

»Mit ungefähr kommen wir nicht weit«, unterbrach mich Falk. »In Ordnung, ich werde also auch noch eine Karte besorgen. Bis in einer halben Stunde dann!«

Er nickte mir noch einmal zu und verschwand dann lautlos in der Dunkelheit.

Ich jubilierte innerlich. Mit Falk an meiner Seite konnte gar nichts schiefgehen. Ganz bestimmt würde es uns gelingen, Jelina aus den Klauen der verrückten Himmelswächter zu befreien.

Mit Feuereifer machte ich mich daran, die Messerschleifscheibe gegen die Trennscheibe auszuwechseln.

*

Edison Tontor triumphierte.

Er hatte wieder einen Körper. Und er fand sich immer besser damit zurecht.

Längst spielte der Mann, der noch vor kurzem Herr dieses Körpers gewesen war, keine Rolle mehr. Kirju Haapala war ein Schwächling. Tontor hatte kaum Mühe gehabt, sein Bewußtsein binnen kürzester Zeit zu unterjochen und schließlich ganz auszuschalten. Haapala hatte keinen freien Willen mehr, hatte keine Möglichkeit mehr, die motorischen Zentren des Gehirns zu kontrollieren. Alles, was von ihm geblieben war, waren seine Erinnerungen. Erinnerungen, die Edison Tontor mit größter Befriedigung zu seinen eigenen gemacht hatte. Haapala stammte vom Planeten Tamerlan, einer Welt, die Tontor so gut kannte wie kaum eine zweite im irdischen Sternenreich. Schließlich hatte er jahrelang auf Tamerlan gelebt und den Planeten mit Hilfe seines Konzerns mehr oder weniger beherrscht. Unter seiner Führung war Tamerlan zu einem der Gründungsmitglieder des Bunds der Freien Welten geworden. Diese Deckungsgleichheit des Wissens, über das er und Haapala gemeinsam verfügten, ließ es unwahrscheinlich erscheinen, daß er sich durch eine unbedachte Äußerung gegenüber den anderen Besatzungsmitgliedern der STORTIS

verriet. Sie alle würden ihn für den Treiber Kirju Haapala halten und nicht im geringsten ahnen, daß sie nur noch die äußere Hülle ihres Logenbruders vor sich hatten, hinter der sich eine ganz andere Identität verbarg.

Sicher, im Augenblick brachten sie ihm noch ein gewisses Mißtrauen entgegen. Sein ursprünglicher Versuch, zuerst in das Bewußtsein des Treibers Zeus Alpha einzudringen, war nicht unbemerkt geblieben. Nachdem er sich aber aus Zeus wieder zurückgezogen hatte, weil ihm das Bewußtsein dieses Treibers stärksten Widerstand entgegensetzte, war er aus dem Blickfeld der Logenmitglieder verschwunden. Bestimmt hatten sie nichts davon gemerkt, daß er eine Weile später zurückgekommen war, um den von der Psycho-Epilepsie geschwächten Geist Kirju Haapalas erfolgreich zu infiltrieren.

Und natürlich gab es noch einen Grund für die Besatzung der STORTIS, leichten Argwohn zu hegen, daß mit ihm etwas nicht stimmte. Sein unkontrollierter Haßausbruch beim ersten Anblick des Ersten Offiziers Jeng-Jeng, der eine ganz entfernte Ähnlichkeit mit seinem Todfeind Max von Valdec besaß, war ein schwerer Fehler gewesen. Diesen hatte er allerdings nur begangen, weil sein vom Irrweg durch die Wahnsinnsgefilde von Weltraum II angeknackstes, Bewußtsein noch nicht richtig im Bilde gewesen war. Ein solcher Fehler würde sich aber nicht wiederholen, denn inzwischen arbeitete sein Verstand wieder ganz klar. Und außerdem gab es eine einleuchtende Entschuldigung für seinen Angriff auf Jeng-Jeng: Kirju Haapala war in den Augen aller ein kranker Mann. Die wahren Motive, die hinter der Attacke auf den Ersten Offizier steckten, kannte niemand.

Ja, er hatte allen Grund, zufrieden zu sein. Daß der fremde Körper, den er in Besitz genommen hatte, klein und schwächlich war, sah er nicht als Handicap an. Körperkräfte hatten nur eine völlig untergeordnete Bedeutung. Es kam auf die geistigen Kräfte an, und über die verfügte er in hohem Maße. Außerdem verfügte das Gehirn des neuen Körpers über eine Kraft, die er früher nicht besessen hatte: PSI-Kraft. Und daß er in der Lage war, diese Kraft zu beherrschen, hatte er sich bereits selbst bewiesen. Es war ihm gelungen, einen Anti-PSI-Schirm aufzubauen, als die Treiberin Oona Karf versucht hatte, auf telepathischem Wege in sein Bewußtsein einzudringen. Das Weib hatte es nicht geschafft, seine Gedanken zu lesen. Auch in dieser Beziehung drohte also keine Entdeckungsgefahr. Was wollte er mehr?

Allein ein Umstand bereitete ihm eine gewisse Sorge: die Psycho-

Epilepsie, an der Kirju Haapala litt. Er hoffte jedoch zuversichtlich, auch mit diesem Problem fertig werden zu können, wenn es wieder auftrat. Er hatte die Schrecknisse von Weltraum II überwunden. Sollte er da vor einer lächerlichen Krankheit kapitulieren?

Nein und nochmals nein!

Edison Tontor blickte seiner weiteren Zukunft mit großen Erwartungen entgegen. Zweimal hatte er den Gipfel erstiegen, und zweimal war er abgestürzt. Und er würde es auch ein drittes Mal schaffen, wieder ganz nach oben zu kommen. Und dieses Mal, dessen war er sich ganz sicher, würde er auch oben bleiben.

*

Ich hatte mir die Arbeit der Fenstererweiterung etwas einfacher vorgestellt. Vor allem hatte ich gedacht, daß sie mir schneller von der Hand gehen würde. Aber dem war nicht so. Die harten Ziegelsteine setzten der Trennscheibe einigen Widerstand entgegen und ließen sich nur mühsam aus dem Verbund lösen. Mehr als einmal flogen mir hochgewirbelte Steinsplitterchen in die Augen und zwangen mich, die Arbeit zu unterbrechen. Außerdem mußte ich zweimal eine Pause einlegen, weil Clanbrüder und -schwestern in der Nähe auftauchten. Zum Glück trieb der heftiger gewordene Regen die Störenfriede schnell wieder in ihre Häuser zurück. In jedem Fall schaffte ich es nicht in der vorgesehenen Zeit. Als Falk wieder auf der Bildfläche erschien, war die Öffnung noch nicht groß genug, um mich hindurchzwängen zu können.

»Was denn, immer noch nicht fertig?« stellte er fest.

»Nein«, antwortete ich ein bißchen kläglich.

Nervös blickte sich Falk nach allen Seiten um. Seine Unruhe war nur allzu verständlich. Wenn ihn jemand dabei ertappte, daß er mir bei meinem Ausbruch behilflich war …

Ich arbeitete weiter. Kreischend fraß sich die Trennscheibe in die Steinwand.

Falk zuckte zusammen. »Bei den Ahnen, ist das laut! Hält sich außer dir zur Zeit niemand im Strafhaus auf?«

»Im Augenblick bin ich der einzige Verbrecher im Dorf«, antwortete ich. »Bruder Fran ist bestimmt längst nach Hause gegangen. Und selbst wenn er noch hier sein sollte, brauchen wir vor ihm keine Angst zu haben. Er wird bestimmt denken, daß ich Messer schleife.«

»Hoffen wir es!« Abermals warf Falk schnelle Blicke nach links und rechts. »Gib die Maschine mal her«, sagte er dann. »Ich kann das

besser als du.«

Ich schob den Schleifer durch das Fenster. Ein paar Augenblicke später machte sich Falk ans Werk.

Und er konnte es in der Tat besser als ich. Der Druck, den er ausübte, war größer. Und er schaffte es auch, die Scheibe nicht ein einziges Mal zu verkanten. Binnen kürzester Zeit hatte er eine Öffnung geschaffen, die groß genug für mich war.

»Reicht's jetzt?« fragte er.

»Ja.«

Ich deponierte den Schleifer in meinem Gefängnis und kletterte dann nach draußen. In Sekundenschnelle war ich bis auf die Haut durchnäßt. Aber das machte mir gar nichts aus. Ich war unendlich froh darüber, meine Freiheit wiedergewonnen zu haben.

»Danke, Bruder Falk«, sagte ich. »Nie werde ich vergessen, was du für mich getan hast.«

»Ich habe es nicht für dich, sondern für Jelina getan, Bruder!« gab Falk zurück.

Das war deutlich. Meine Freundschaftsgefühle für Falk bekamen einen Dämpfer. Aber der Clanbruder hatte natürlich recht. Es ging um Jelina, nicht um mich.

»Schnell weg hier«, sagte Falk und setzte sich bereits mit schnellen Schritten in Bewegung.

Ich zögerte kurz. Falk trug wetterfeste Kleidung, hatte aber ansonsten nichts bei sich. Wollte er nicht für Proviant, Waffen und allerlei andere nützliche Dinge sorgen, die auf einem so beschwerlichen Marsch unentbehrlich waren? Ich eilte ihm nach und fragte ihn danach.

»Steht alles bereit«, gab er zur Antwort. »Aber doch wohl besser nicht mitten im Dorf, oder?«

»Natürlich, natürlich«, murmelte ich.

Auf den Straßen ließ sich niemand blicken. Der immer heftiger werdende Regen sorgte dafür. Aus den Wohnhäusern drang Lichtschein nach draußen. Aber die beschlagenen Scheiben boten uns einen prächtigen Sichtschutz. Ich glaubte nicht, daß irgend jemand Notiz von uns nahm.

Falk steuerte ohne Umwege dem nördlichen Ende des Dorfes entgegen. Das gefiel mir nicht so ganz.

»Falk?«

»Ja?«

»Ich müßte noch mal ins Haus der Neunjährigen.«

»Kommt nicht in Frage! Vergiß nicht, daß du aus dem Strafhaus

ausgebrochen bist. Wenn dich jemand sieht … Willst du Jelina retten oder nicht?«

»Selbstverständlich! Nur …«

»Nur?«

Ich deutete auf mein Hemd und die dünne Arbeitshose. »In den Bergen ist es kalt. In dieser Kluft werde ich mir den Tod holen. Ich brauche unbedingt eine dicke Jacke und …«

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, unterbrach er mich. »Ich habe vorgesorgt.«

Na hoffentlich, dachte ich.

Wenig später wußte ich, daß Falk nicht zuviel versprochen hatte. Am Dorfrand, hinter dem Gebäude der Schmiede verborgen, in der zu dieser Zeit natürlich niemand war, wartete ein Wagen auf uns. Zwei Ingxis waren bereits eingespannt. Ein Blick unter die Plane verriet mir, daß Falk wirklich an alles gedacht hatte. Vom Gewehr bis zum Kochgeschirr war alles da. Und auch ein paar derbe Stiefel sowie fellgefütterte Kleidung für mich fehlten nicht.

»Steig auf«, wies mich Falk an. »Umziehen kannst du dich später.«

Ich kletterte auf den Kutschbock. Falk tat es mir nach und nahm die Zügel in die Hand. Kurz darauf setzten sich die beiden Ingxis in Bewegung.

Das Dorf blieb hinter uns zurück. Ob ich es jemals wiedersehen würde?

*

Edison Tontor hatte das Gefühl, auf einem Berg spaltbaren Materials zu sitzen, das jeden Augenblick kritische Masse erreichen konnte. Die Enge der STORTIS bedrückte ihn, die gegenwärtige Untätigkeit machte ihn von Tag zu Tag nervöser. Es drängte ihn danach, etwas zu unternehmen, etwas für sein Fortkommen zu tun, um möglichst schnell wieder den Platz im irdischen Sternenreich einnehmen zu können, der ihm gebührte. Statt dessen hing er nun in einem verkommenen Trampschiff herum, das mit Unterlichtgeschwindigkeit einem Planeten entgegenflog, auf dem er nicht das geringste verloren hatte.

Zeitverschwendung, dachte er, pure Zeitverschwendung!

Es würde noch mehrere Standardwochen dauern, bis die STORTIS Heinlein IV erreichte – mehrere Wochen zu lange für Tontors Geschmack. Er mußte etwas dagegen tun. Zumindest mußte er es versuchen.

Tontor entschloß sich, noch einmal mit Laacon Merlander zu sprechen. Wenn er den Logenmeister davon überzeugen konnte, daß er wieder völlig in Ordnung war, würde der sich vielleicht zu einer Änderung seiner Absichten bewegen lassen.

Seit er das Kommando über Kirju Haapalas Körper übernommen hatte, war Tontor bestrebt gewesen, sich weitgehend für sich allein zu halten. Die Gesellschaft der anderen Treiber behagte ihm nicht. Wenn er nach außen hin auch einer von ihnen war, so verband ihn doch nichts mit den PSI-Begabten. Merlander und seine Logenmitglieder waren in seinen Augen kleine Lichter, bei deren Erlöschen dem Universum ganz bestimmt kein Schaden entstanden wäre. Dennoch. Solange er sich an Bord der STORTIS befand, mußte er mit den sogenannten Brüdern und Schwestern auskommen, auch wenn es ihm schwerfiel.

Er machte sich auf die Suche nach dem Logenmeister. In seinem Privatkubikel fand er Merlander nicht. Und auch im Gemeinschaftsraum der Treiber hatte er keinen Erfolg. Dort hielt sich nur Oona Karf auf. Die schwarzhaarige Frau mit dem sinnlichen Körper räkelte sich auf einer Pneumoliege und betrachtete einen alten Holofilm. Als Tontor eintrat, richtete sie sich in eine halb sitzende Stellung auf. Träge blickte sie ihn an.

»Hallo, Kirju, findest du es auch so verdammt langweilig wie ich?« erkundigte sie sich.

Tontor nickte.

»Vielleicht sollten wir uns gemeinsam die Zeit etwas vertreiben«, meinte Oona weiter.

Sie lächelte und fuhr mit einem Finger wie zufällig über ihre linke Brust, deren Spitze sich deutlich unter dem dünnen Overallstoff abzeichnete.

Keine Frage, die Treiberin war eine attraktive Frau. Sie war genau die Sorte Frau, die Edison Tontor in seinem früheren Leben gereizt hätte. Aber davon konnte jetzt keine Rede sein. Der Körper Kirju Haapalas sprach auf die Reize der Schwarzhaarigen nicht an. Tontor spürte keinerlei männliche Regungen.

»Weißt du, wo Merlander ist, Oona?« fragte er.

Die Treiberin verstärkte ihr Lächeln. »Was willst du mit dem alten Mann? Meinst du nicht, daß meine Gesellschaft viel, viel interessanter ist?«

Der Magnetverschluß ihres Overalls ging ein Stückchen auf und zeigte die Ansätze ihrer vollen Brüste.

Aber Edison Tontor spürte noch immer keine Wirkung. Er fragte

sich, ob Kirju Haapala schon einmal mit der Schwarzhaarigen geschlafen hatte. Eine Antwort auf diese Frage konnte er sich allerdings nicht geben. In den letzten Tagen hatte er zu seinem Leidwesen feststellen müssen, daß die Erinnerungen Kirju Haapalas mit fortschreitender Zeit immer mehr verblaßten. Wenn sich diese Entwicklung fortsetzte, würde er sich auf das Gedächtnis des Mannes, dessen Körper er übernommen hatte, bald gar nicht mehr stützen können. Daß es dann kritisch für ihn werden konnte, den anderen die Identität Haapalas vorzuspielen, stand wohl außer Frage. Die Schwierigkeiten, die in Zukunft entstehen würden, waren sozusagen schon vorprogrammiert.

Eins aber schien nicht in Gefahr zu sein, sich ebenfalls zu verflüchtigen: die PSI-Fähigkeiten Haapalas. Dieser konnte er sich weiterhin problemlos bedienen. Und das war auch gut so – insbesondere dann, wenn man es mit einer Person wie Oona Karf zu tun hatte. Wie schon des öfteren versuchte die Treiberin ohne jede Hemmungen, auf telepathischem Wege in sein Bewußtsein einzudringen. Tontor spürte ihre tastenden PSI-Strömungen jedoch sofort und baute automatisch einen Gedankenschirm dagegen auf.

Oona lachte kurz auf. »Warum willst du unbedingt vor mir verbergen, wie sehr du mich liebst, Kirju?« Der Spott in ihrer Stimme war unüberhörbar.

Tontor ging nicht darauf ein. »Weißt du nun, wo Merlander ist, oder weißt du es nicht?«

Das Lächeln Oonas verflog jetzt. »Laß mich doch in Ruhe mit deinem Merlander, du impotente Null«, schimpfte sie und wandte sich wieder dem Holoschirm zu.

Edison Tontor spürte, wie die Wut in ihm aufstieg. Was glaubte dieses billige Flittchen eigentlich, wen sie vor sich hatte? Irgendwann würde er ihr eine Lehre erteilen, die sie ihr ganzes Leben lang nicht vergaß. Aber nicht jetzt. Noch mußte er die Maske weitertragen, die ihn zu dem Treiber Kirju Haapala machte.

Oona Karf konnte seine Gedanken zwar nicht lesen, aber sie ahnte offenbar, daß diese nicht gerade freundschaftlicher und friedfertiger Natur waren. Sie zuckte leicht zusammen.

»Wage ja nicht, mich noch einmal anzufallen!« sagte sie warnend. »Wenn du wieder einen deiner Anfälle kriegst …«

Sie machte eine schnelle Handbewegung und hielt auf einmal einen kleinen Laser in der Hand, dessen Mündung sich drohend auf Edison Tontor richtete.

»Mach, daß du rauskommst!« kommandierte sie. »Ich …«

In diesem Augenblick betrat Laacon Merlander gemeinsam mit Siri Lankard den Raum. Der überschlanke Logenmeister mit dem eisgrauen Haarkranz blickte verblüfft auf die beiden Mitglieder seiner Loge. Und Siri Lankard war genauso irritiert.

»Was soll das?« fragte Merlander scharf und deutete auf den Laser in Oonas Hand.

Die Schwarzhaarige zog die Mundwinkel nach unten. »Eine Frau muß sich schützen! Unser Psycho-Spastiker wollte mich vergewaltigen. Soll ich das vielleicht widerstandslos hinnehmen?«

»Tu das Ding weg, Oona«, mischte sich Siri Lankard ein. »Kirju wird dir nichts tun.«

Der athletische Treiber mit den etwas schiefen Gesichtszügen trat an Edison Tontors Seite und legte ihm eine Hand auf die Schulter.

»Komm, Kirju«, sagte er begütigend. »Ich bringe dich in deinen Kubikel zurück.«

Er sprach wie mit einem Geisteskranken, den man unter gar keinen Umständen unnötig reizen durfte. Und die Miene des Logenmeisters ließ erkennen, daß seine Gedanken in genau dieselbe Richtung gingen.

Die Wut, die in Edison Tontor tobte, wurde immer größer. Diese Kretins! Diese Untermenschen! Er würde sie für die Behandlung, die sie ihm angedeihen ließen, zur Verantwortung ziehen. Mit aller Kraft kämpfte er um seine Beherrschung. Und es gelang ihm, sich zusammenzureißen und nach außen hin halbwegs gefaßt zu erscheinen.

»Sie lügt«, sagte er ruhig. »Nicht im Traum würde ich daran denken, eine wie sie auch nur anzufassen.«

»Ja, ja, ist ja schon gut«, nickte Siri und verstärkte den Druck auf Tontors Schulter. »Komm, wir gehen.« Edison Tontor riß sich los. »Bei meiner Manag-Ehre, faß mich nicht an!« entrüstete er sich. »Ich brauche niemanden, der mir sagt, was ich zu tun habe.«

Siri Lankard runzelte die Stirn. »Bei deiner … Was?«

Tontor verstand nicht. »Wie?«

»Du sagtest: ›Bei meiner Manag-Ehre‹. Was soll denn das bedeuten, Kirju?«

Oh, verflucht! dachte Edison Tontor. Da war ihm eine alte Redewendung aus seinem früheren Leben über die Lippen gekommen. Das war ein unverzeihlicher Fehler gewesen. Er mußte aufpassen, daß sich Ähnliches nicht wiederholte.

»Ein Scherz«, antwortete er schnell, »nur ein kleiner Scherz! Oder darf man hier keine Scherze mehr machen?«

»Paß auf«, sagte Oona Karf. »Gleich wird er wieder ein paar PSI-Monster materialisieren!«

Sie hatte den Laser noch immer in der Hand und richtete ihn unverwandt auf Tontor.

Auch in den Augen Laacon Merlanders und Siri Lankards war der Argwohn zu lesen, den sie ihm entgegenbrachten. Edison Tontor begriff, daß augenblicklich der denkbar schlechteste Moment war, um mit dem Logenmeister ein Gespräch zu führen. Wenn er Merlander jetzt erzählte, daß er geistig, körperlich und psionisch völlig gesund war und eigentlich kein Grund vorlag, eine Transition in Weltraum II *nicht* zu wagen, würde er kaum auf zustimmendes Entgegenkommen stoßen. Es war wohl besser, die Unterredung mit dem Logenmeister auf einen günstigeren Zeitpunkt zu verschieben.

Er drehte sich auf dem Absatz herum und kehrte in seinen Kubikel zurück.

*

Langsam verlor ich das Gefühl für die Zeit, die wir nun schon unterwegs waren. Eine Ewigkeit schien vergangen zu sein, seit wir das Clandorf verlassen hatten. Tage und Nächte hatten sich abgewechselt, und noch immer konnte keine Rede davon sein, daß wir unserem Ziel ganz nahe waren.

Es waren ungemein anstrengende Tage und Nächte, die hinter uns lagen. Tage und Nächte voller Gefahr. Mehr als einmal war ich drauf und dran gewesen, das Unternehmen abzubrechen und zum Clan zurückzukehren. Aber davon hatte Falk nichts wissen wollen. Immer wieder hatte er mich aufgemuntert und zum Weitermachen veranlaßt.

Niemals hätte ich mir vorgestellt, daß das Leben – und das Überleben – außerhalb des heimischen Talkessels so strapaziös, ja, mörderisch sein würde. Aber das war natürlich meiner mangelnden Erfahrung zuzuschreiben. Bevor ich mit Falk losgezogen war, hatte ich unser Tal nur ein einziges Mal verlassen. Vor einem halben Jahr etwa, als mir der Clanvater erlaubt hatte, eine Handelskarawane zum Dobar-Clan mitzumachen. Diese Reise konnte man allerdings nicht mit der jetzigen Expedition vergleichen. Damals waren wir eine größere Gruppe gewesen, die zudem noch auf einer vertrauten Route dahingezogen war. Jetzt jedoch – eine völlig unbekannte Gegend, höllische Vulkane, unwegsames Gelände, wilde Tiere und … Falk und ich ganz allein. Manchmal hätte ich mir gewünscht, wieder im Strafhaus sitzen und Messerrohlinge schleifen zu dürfen. Nur der

Gedanke an Jelina trieb mich vorwärts. Und Falk natürlich, wenn ich ganz ehrlich sein wollte. Mitunter haßte ich ihn regelrecht für seine Unerbittlichkeit.

Im Augenblick war er nicht bei mir. Vor einer Stunde etwa hatte er sich aufgemacht, um den unmittelbar vor uns liegenden Weg zu erkunden. Die Ingxis waren zwar zähe und anpassungsfähige Tiere, die auch ganz gut klettern konnten, aber der Wagen eignete sich natürlich nicht dazu, Steilhänge hochgezogen zu werden. Des öfteren schon hatten wir große Umwege machen müssen, um einer befahrbaren Route folgen zu können.

Ich konnte wirklich nicht sagen, daß ich mich besonders wohl in meiner Haut fühlte, wenn Falk nicht neben mir auf dem Kutschbock saß. Normalerweise war ich kein ängstlicher Bursche, aber … Na ja, Abenteuerlust und die ständig gegenwärtige Gefahr, im nächsten Augenblick sein Leben zu verlieren, waren nun mal zwei verschiedene Dinge.

Mit dem schußbereiten Gewehr in der Armbeuge stand ich neben dem Wagen und blickte argwöhnisch in alle Richtungen. Weit sehen konnte ich nicht, denn der gewohnte Regen, der unaufhörlich niederklatschte, schränkte die Sichtweite stark ein. Links und rechts strebten mit Saugmoos bewachsene Felsen in die Höhe. Und auch vor mir stieg das Gelände ziemlich steil an. Wir hatten die ersten Ausläufer eines Berges erreicht, der nach Falks Landkarte Boromak hieß und seit langen Jahren kein tätiger Vulkan mehr sein sollte. Ich fragte mich allerdings, woher der Verfasser der Landkarte das so genau wissen wollte. Schließlich lag unser Dorf weit entfernt, und ich bezweifelte, daß in jüngster Zeit irgendein Mensch den Boromak aus nächster Nähe gesehen hatte. Immerhin konnte ich nirgendwo in der Nähe Asche- oder Lavaspuren ausmachen, die auf einen kürzlichen Ausbruch hindeuteten.

Allzu beruhigend war das aber nicht. Manche Vulkane hatten die unangenehme Eigenschaft, gerade dann Feuer zu spucken, wenn man am wenigsten damit rechnete. Der Lorico, der gar nicht weit von unserem Clandorf entfernt lag, war in dieser Beziehung ein gutes Beispiel. Vor wenigen Monaten hatte er nach jahrelanger Ruhe plötzlich wieder losgeschlagen und ein Ackerareal vernichtet, das wir kurz zuvor mit größter Mühe urbar gemacht hatten. Die Ruhe vor dem Ausbruch – so nannten wir das im Clan. Und von dieser Ruhe konnte hier noch nicht einmal die Rede sein. Aus der Richtung, wo das Hauptmassiv des Boromak liegen mußte, drang ein fernes Grollen herüber. Natürlich konnte dieses Grollen auch von einem viel weiter

entfernt liegenden Vulkan stammen. Aber beschwören konnte das keiner.

Ein anderes Geräusch ließ mich herumfahren.

Was war das?

Ich sah nichts und hörte jetzt auch nichts mehr. Dennoch war ich mir ziemlich sicher, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Mit zusammengekniffenen Augen versuchte ich, die graue Regensuppe zu durchdringen. Aber es kam nichts dabei heraus.

Meine Unruhe wuchs, als ich sah, daß jetzt auch die Ingxis aufmerksam geworden waren. Die beiden krummbeinigen Grüntiere hatten aufgehört, Saugmoos von den Felsen zu rupfen. Ihre Ohrlappen waren steil aufgerichtet, die Schlitznasen zuckten. Im nächsten Augenblick setzten sie sich, ohne daß ich ihnen ein entsprechendes Kommando dazu gegeben hatte, in Bewegung. Sie taten es so ruckartig, daß ich beinahe vom Bock gestürzt wäre.

Der böse Ahne sollte mich holen, die Biester gingen durch!

Ich brauchte einen kurzen Augenblick, um die Schrecksekunde zu überwinden. Dann versuchte ich schnell, nach den Zügeln zu angeln. Aber dazu war es bereits zu spät. Die Riemen schleiften über den Boden – unerreichbar für mich.

Ich fluchte laut und erbittert. Daß mir so etwas Dummes passieren mußte!

»Bleibt stehen, ihr Scheusale!« brüllte ich.

Natürlich beachteten sie mein Geschrei gar nicht, sondern preschten panikartig weiter. Der Wagen rumpelte über den unebenen Boden, daß mir schlimm und schlecht wurde. Die Ingxis legten ein Tempo vor, das ich gar nicht an ihnen kannte. Ich mußte mich krampfhaft festhalten, um nicht heruntergeschleudert zu werden. Aber das war noch nicht einmal das Unangenehmste an der Sache. Viel schlimmer war die Gewißheit, daß es eigentlich nur noch ein paar Augenblicke dauern konnte, bis ein Rad abbrach. Und wie wir es dann schaffen sollten, jemals den Krakata zu erreichen … Ich konnte mir schon lebhaft vorstellen, was Falk zu mir sagen würde, wenn er zurückkam und mich neben den Trümmern des Wagens wiederfand.

Es gab nichts, was ich tun konnte. Die Ingxis jagten immer weiter, dachten gar nicht daran, sich um mein Gebrüll zu kümmern. Was auch immer es gewesen war, das sie in Panik versetzt hatte – ein Pruut, ein Schadak oder sonst ein Ungeheuer, das ich vielleicht nicht einmal kannte –, die Furcht der Grüntiere davor war stärker als der Respekt vor einem Neunjährigen.

Weiter und weiter ging es. Die Ingxis hetzten jetzt sogar einen

Abhang hoch, vor dem sie normalerweise gescheut hätten. Darin sah ich eine Chance. Die Tiere wurden nun langsamer, gaben mir gleich vielleicht die Möglichkeit, abzuspringen und zu Fuß an sie heranzukommen, so daß ich sie an ihren Mähnen zum Stehenbleiben bringen konnte. Hoffentlich hielten die Räder so lange.

Ich hatte mich zu früh gefreut …

Der Weg war den Ingxis offenbar zu steil geworden. Sie nahmen eine Richtungsänderung vor und preschten nun wieder seitwärts den Hang hinunter. Ganz klar, daß sich die schon verlangsamte Fahrt sofort wieder erhöhte. Der Wagen wurde schneller und schneller. An Abspringen war jetzt überhaupt nicht mehr zu denken, es sei denn, ich überließ die Grüntiere ihrem Schicksal. Und den Wagen damit auch.

Das aber konnte und wollte ich nicht. Statt dessen versuchte ich das Unmögliche. Wenn ich die durchgegangenen Biester schon nicht zu Fuß überholen konnte …

Mit einiger Mühe schaffte ich es, auf die Sitzbank zu klettern und mich mit den Füßen daraufzustellen. Mich krampfhaft festhaltend hockte ich da und wartete darauf, daß das wilde Schaukeln des Gefährts ein bißchen nachlassen würde. Nur für ein paar Augenblicke, das sollte schon reichen. Der Augenblick kam. Ein Wegstück, das nicht ganz so mit Felsbrocken übersät war, wurde jetzt von den Ingxis erreicht.

Blitzschnell richtete ich mich aus meiner Hockstellung auf. Meine Position war jetzt höher als die der Zugtiere. So kräftig wie möglich stieß ich mich von der Lehne der Sitzbank ab und sprang nach vorne. Wenn es mir gelang, mich auf den Rücken eines der Tiere zu schwingen …

Es gelang mir nicht. Zwar kam ich mit dem Rücken des rechts laufenden Ingxis in Berührung. Aber ich hatte nicht den Hauch einer Chance, mich auf dem Tier zu halten. Das Biest bockte wild, als es meinen Körper spürte. Meine Hände, die die lange Mähne packen wollten, griffen ins Leere.

Ich verlor das Gleichgewicht und stürzte seitlich ab.

Den Aufprall auf dem Boden bekam ich kaum mit. Ich spürte nur einen mörderischen Schmerz an der rechten Schläfe. Dann wurde es mir schwarz vor den Augen.

Mein letzter Gedanke galt Jelina. Nun würde ich sie doch nicht retten können …

*

»Na endlich! Wurde ja wohl auch Zeit, daß du endlich aufhörst zu schlafen!«

Wie aus weiter, weiter Ferne drang die Stimme an mein Ohr. Riefen mich die Ahnen?

»Los, wach jetzt endlich auf!«

Nein, es waren nicht die Ahnen, die mich in ihrem Kreis begrüßen wollten. Die Stimme, die ich hörte, gehörte Falk, und der war gewiß noch nicht tot.

Blinzelnd schlug ich die Augen auf und blickte in das knochige Gesicht meines Clanbruders. Regentropfen tropften von seiner langen Nase auf mich herunter.

»Aaah, tut das weh!«

Der Schmerz, der durch meinen Schädel raste, war stärker als die Verwunderung darüber, daß ich noch lebte. Ächzend richtete ich mich in eine sitzende Stellung auf und preßte beide Hände gegen die Schläfen.

Die große Leere in meinem Kopf lichtete sich. Die Erinnerungen an das Geschehen kehrten wie ein Sturzbach in mein Gedächtnis zurück. Ich nahm die Hände herunter und blickte Falk ins Gesicht.

»Der Wagen … Die Ingxis …«

Grimmig schob mein Clanbruder das Kinn nach vorne.

»Darüber brauchst du dir keine Gedanken mehr zu machen, Bruder Thor«, sagte er. »Beide Tiere haben sich die Beine gebrochen. Mir blieb nichts anderes übrig, als sie zu erschießen. Und der Wagen … Nun, wir können ihn natürlich selbst zum Krakata ziehen. Wenn du dich erst wieder von deiner Erschöpfung erholt hast …«

Meinte er das im Ernst? Nein, wohl nicht, obgleich man es bei Falk nie so genau wissen konnte.

»Wie ist es passiert?« fragte er mich anschließend.

Ich erzählte es ihm.

Er nahm meinen Bericht mit einem ärgerlichen Stirnrunzeln zur Kenntnis. Wieder zuckte seine Kinnspitze nach vorne.

»Das hat man davon, wenn man sich mit Kindern einläßt«, stellte er fest.

Ich vergaß die Schmerzen in meinem Kopf. »Ich bin kein Kind! Was mir passiert ist, hätte dir genausogut passieren können. Die Biester gingen auf einmal durch und …«

»Schon gut, schon gut – reden wir nicht mehr darüber!« Prüfend sah er auf mich hinunter. »Soweit ich das feststellen konnte, hast du dir nichts gebrochen. Kannst du aufstehen?«

Ich preßte die Zähne zusammen und raffte mich hoch. Es ging

überraschend gut. Für einen kurzen Augenblick erfaßte mich ein unangenehmes Schwindelgefühl, das aber schnell wieder dahinschwand. Wie es schien, war ich bei dem bösen Sturz mit einem blauen Auge davongekommen. Mit einer dicken Beule am Kopf, genauer gesagt.

Der Wagen stand nur wenige Körperlängen entfernt, halb umgekippt und mit zerbrochener Deichsel. Die Ingxis lagen davor – tot, wie Falk schon gesagt hatte. Sie taten mir leid, die beiden braven Grüntiere. Sie hatten uns bisher gute Dienste geleistet. Mußten sie auch so dumm sein und davonjagen, als sei ein Lavastrom hinter ihnen her?

»Was machen wir jetzt?« fragte ich. »Kehren wir zurück ins Clandorf?«

Falk schüttelte den Kopf. »Natürlich nicht. Die Entfernung bis zum Dorf ist weiter als bis zur Himmelsstadt. Und selbst wenn dem nicht so wäre … Würdest du wirklich umkehren, Bruder Thor? Hast du Jelina vergessen?«

Nein, ich hatte Jelina ganz bestimmt nicht vergessen. Wie würde ich denn!

»Wer sagt etwas vom Umkehren – ich vielleicht?«

Falk lächelte. »Alles in Ordnung, Bruder Thor. Und mach dir wegen deines Mißgeschicks keine Gewissensbisse. Das Gelände, das vor uns liegt, ist so unwegsam, daß wir wahrscheinlich mit dem Wagen ohnehin nicht durchgekommen wären. Gehen wir also zu Fuß weiter!«

Wenig später hatten wir alles, was wir unbedingt mitnehmen mußten, vom Wagen geholt und so verpackt, daß wir es selbst tragen konnten. Dann machten wir uns wieder auf den Weg.

*

Erbittert verließ Edison Tontor den Privatkubikel des Logenmeisters. Er mußte sich große Mühe geben, seine Gefühle und Gedanken nicht allzu deutlich widerzuspiegeln.

Laacon Merlander hatte seinen Vorschlag, die Transition in Weltraum II zu wagen und auf den lächerlichen Besuch von Heinlein IV zu verzichten, rundheraus abgelehnt.

»Du bist noch nicht wieder soweit, Kirju«, hatte er gesagt. »Das Risiko ist ganz einfach zu groß. Oder willst du, daß wir alle den Elementen der anderen Dimension zum Opfer fallen? Das kannst du doch nicht wollen, oder?«

Tontors Beteuerungen, daß er im Vollbesitz aller seiner Kräfte sei, hatten nichts gefruchtet. Merlander war unverschämt genug gewesen,

ihn wie einen Noman einfach stehenzulassen und sich einer anderen Beschäftigung zuzuwenden.

Aber Tontor gab noch nicht auf. Verlierer gaben sich schnell geschlagen, Sieger nicht. Er beschloß, sich unmittelbar mit dem Schiffsführer in Verbindung zu setzen.

Wie gewohnt hielt sich Artuur Morgh zusammen mit seinem Ersten Offizier in der Zentralebene auf. Jetzt, wo die STORTIS mit Unterlichtgeschwindigkeit durch das Normaluniversum kreuzte, hatten die beiden Männer die Verantwortung für den Flug.

»Sie wünschen, Haapala?«

Morgh blickte von dem Computerterminal hoch, mit dessen Hilfe er gerade irgendeine Berechnung angestellt hatte.

Edison Tontor sagte, was er zu sagen hatte.

Der Schiffseigner nickte. »Nichts wäre mir lieber, als Parisienne auf dem direktesten Weg ansteuern zu können, aber …« Er zuckte die Achseln.

»Aber?« setzte Tontor nach.

»Fragen Sie nicht so dumm, Treiber«, schaltete sich Jeng-Jeng ein. »Sie wissen ganz genau, daß alle Dinge, die Weltraum II betreffen, Sache des Logenmeisters sind. Wir können Merlander in dieser Hinsicht keinerlei Vorschriften machen.«

Edison Tontors Unterlippe zuckte. Immer wenn er Jeng-Jeng ansah, glaubte er unwillkürlich, seinen Todfeind Max von Valdec vor sich zu haben. Sicher, die Ähnlichkeit war im Grunde genommen nur oberflächlich. Aber wollte das wirklich etwas besagen? Die moderne Gesichts- und Körperchirurgie vermochte Wunder zu wirken. Wenn Valdec und Jeng-Jeng nun doch identisch waren? Wie er gehört hatte, war der Lordoberst gestürzt worden und sollte sich auf der Flucht befinden. War ein Trampschiff wie die STORTIS nicht der ideale Aufenthaltsort für einen Flüchtling? »Wie lange ist dieser Mann schon an Bord Ihres Schiffes?« wandte er sich an Artuur Morgh.

»Was?« Der Schiffseigner zog die Augenbrauen so hoch, daß sein fettes Gesicht zu einer Karikatur wurde.

»Sie haben schon verstanden, was ich sagte. Also antworten Sie gefälligst!«

Jeng-Jeng stemmte die Arme in die Hüften. »Was erdreisten Sie sich, Kerl? Wie sprechen Sie denn mit dem Kapitän?«

»Halten Sie sich da raus, Jeng-Jeng.«

»Erster Offizier, Treiber!«

Edison Tontor lächelte gefährlich. »Oder würden Sie lieber mit Ihrem alten Titel angeredet werden?«

»Alter Titel?«

»Lordoberst!«

Artuur Morgh und Jeng-Jeng tauschten einen Blick. Einen verschwörerischen Blick, dessen war sich Edison Tontor auf einmal ganz sicher. Wie Schuppen fiel es ihm von den Augen. Natürlich, die beiden Kerle steckten unter einer Decke! Morgh wußte ganz genau, daß sein Erster Offizier in Wirklichkeit Max von Valdec war. Wahrscheinlich handelte es sich bei dem Schiffsführer um einen alten Vertrauten Valdecs, um einen Manag aus dem Kaiser-Konzern vielleicht, der seinem Herrn und Meister treu ergeben war und nun gemeinsam mit ihm diese Komödie aufgezogen hatte, um seinen Verfolgern Sternenstaub in die Augen zu streuen.

Ja, so war es!

Aber ein Edison Tontor ließ sich durch solche Machenschaften nicht täuschen. Einem Edison Tontor konnte man kein Licht vorspiegeln, wo sich gar keine Sonne befand.

Der Zeitpunkt zum Handeln war gekommen!

Wie immer trug Jeng-Jeng alias Max von Valdec seinen Laser in einem offenen Gürtelholster. Genauso, wie es viele höhere Dienstgrade der Grauen Garden taten – ein weiterer Beweis für die wahre Identität des angeblichen Ersten Offiziers.

Tontor machte eine schnelle Bewegung. Valdec war vollkommen überrascht. Als er endlich reagieren wollte, hatte Tontor seinen Laser bereits in der Hand. Mit einem triumphierenden Lächeln legte er auf den uniformierten Mann an.

»Gestehen Sie, Max von Valdec!«

»Max von …?«

»Leugnen hat keinen Sinn«, sagte Edison Tontor, »ich weiß alles!«

Wieder tauschten Valdec und sein Lakai einen dieser verschwörerischen Blicke.

»So, Sie wissen alles, Treiber?« sagte der Mann, der sich Jeng-Jeng nannte langsam. »Dann dürfte Ihnen eigentlich doch nicht verborgen geblieben sein, daß ich nur ein Double des Lordoberst bin! Der wahre Lordoberst steht nämlich … da!«

Sein Zeigefinger deutete über die Schulter Tontors.

Tontor wirbelte herum.

Und bekam im nächsten Augenblick einen knallharten Schlag in den Nacken, der ihn augenblicklich zu Boden streckte. Daß sich Jeng-Jeng und Artuur Morgh schnell einig wurden, ihn in den Quarantänesektor des Schiffs zu stecken, bekam er gar nicht mehr mit.

*

Ich hätte es kaum noch für möglich gehalten, aber der große Augenblick, dem wir so lange entgegengefiebert hatten, kam schließlich doch noch.

Falk sah von der Landkarte hoch und sagte beinahe feierlich: »Dies, Bruder Thor, ist der Krakata!«

Ich blickte zu dem Bergriesen hinüber, dessen Gipfel sich zwischen den tiefhängenden Wolken verlor. Irgendwo dort oben lag also die Himmelsstadt, in der unsere Clanschwester von ein paar Verrückten gefangengehalten wurde.

Die Freude darüber, daß wir unserem Ziel jetzt ganz nahe waren, ließ mich die Ängste und Strapazen des langen Marsches vergessen.

»Worauf warten wir noch?« fragte ich eifrig. »Machen wir uns an den Aufstieg!«

Falk versetzte meiner Hochstimmung einen Dämpfer. »Freu dich nicht zu früh, Bruder. Wir haben es noch lange nicht geschafft. Der Krakata ist kein einzelner Berg, sondern ein Massiv, das aus mehreren Gipfeln besteht. Ob der vor uns liegende nun der richtige ist …« Er zuckte mit den Schultern.

»Geht das nicht aus der Karte hervor?«

»Nein, die Himmelsstadt ist nicht eingezeichnet. Sie kann hier liegen, aber auch dort oder dort.« Falks Zeigefinger tippte mehrmals auf die Karte. Jedes Tippen kam mir vor wie ein Messerstich, der meine vorschnellen Hoffnungen zerstörte.

Falk sah meine Enttäuschung und tröstete mich. »Keine Bange, Bruder Thor. Wir werden schon finden, was wir suchen. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Und wie? Wenn wir noch viel Zeit verlieren, ist es für Jelina vielleicht schon zu spät.«

»In der Stadt leben Menschen – die verrückten Himmelswächter«, sagte Falk. »Und wie wir wissen, kommen einige von ihnen gelegentlich ins Tal hinunter. Es muß also einen Weg geben, auf dem man verhältnismäßig bequem nach oben gelangen kann. Wenn wir diesen Weg entdecken können …«

Wir marschierten weiter. Obgleich ich der Erschöpfung eigentlich ziemlich nahe war, hatte ich auf einmal doch das Gefühl, als ob die Last auf meinem Rücken nicht mehr ganz so drückend zu sein schien wie bisher.

Weitere Stunden vergingen. Unser Vorhaben, den ersten Berg des Krakata noch an diesem Tag zu umrunden, konnten wir nicht in die

Tat umsetzen. Die Dunkelheit holte uns ein. Und wenn wir bisher auch stets den größten Teil der Nacht unterwegs zugebracht hatten, so hatte das jetzt wenig Sinn. Einen Weg, der zur Himmelsstadt hinaufführte, konnten wir nur bei Tageslicht finden.

»Es hat keinen Zweck mehr«, stellte Falk dann auch fest, als wir uns selbst kaum noch erkennen konnten. »Schlagen wir unser Lager auf. Wenn es wieder hell wird, machen wir weiter.«

Wir suchten einen geeigneten Lagerplatz und fanden ihn in einer kleinen Felsenmulde unter einem überhängenden Plateau. Hier waren wir vor dem unaufhörlichen Regen einigermaßen geschützt und konnten der langen Nacht mit einiger Beruhigung entgegensehen.

Während Falk unser Zelt aufschlug, kümmerte ich mich um das Feuer. Holz oder sonstiges Brennmaterial war natürlich weit und breit nicht zu finden. Lagund war eine öde, weitgehend unfruchtbare Welt. Bäume besaßen einen ausgesprochenen Seltenheitswert. Nicht einmal in dein Tal, in dem unser Clandorf lag, gab es viele davon. Zu Hause benutzten wir hauptsächlich Gas als Brennstoff. Da wir jedoch gezwungen gewesen waren, die mitgeführten Gasflaschen auf dem Wagen zurückzulassen, mußten wir jetzt auf ein Material zurückgreifen, das sich einfacher transportieren ließ: getrockneten und gepreßten Ingxi-Dung. Lange konnten wir das Feuer allerdings nicht brennen lassen, denn sonst würden uns die Dungwürfel sehr schnell ausgehen.

Falk bereitete unser Abendessen vor: Ingxi-Braten. Auf diese Weise leisteten uns die braven Tiere noch einen letzten Dienst.

Ich spürte, wie mir das Wasser im Mund zusammenlief. Einen solchen Hunger hatte ich. Falk steckte einen großen Fleischbrocken auf den Spieß und hielt ihn über das Feuer.

»Ah, wie das riecht!« sagte ich und leckte mir über die Lippen.

Falk nickte, stutzte jedoch einen Augenblick später.

»Es riecht ein bißchen streng, nicht wahr?«

»Streng?« Ich beugte mich vor und ging mit der Nase ein bißchen näher an den Spieß heran. »Aber nein, es riecht ganz wunderbar!«

»Wirklich?«

Erst eine kurze Weile darauf begriff ich, was Falk tatsächlich gemeint hatte. Nicht nur der Bratenduft kitzelte jetzt meine Nase. Da war noch ein anderer Geruch in der Luft. Und dieser Geruch war tatsächlich … streng.

»Bei den Ahnen, das ist heiße Asche!«

»Ja«, bestätigte Falk, »daran besteht wohl kein Zweifel.«

Irgendwo in der Nähe mußte es einen aktiven Krater geben. Wir

konnten nur hoffen, daß sich dieser nicht gerade auf dem Berg befand, an dessen Fuß wir lagerten.

Ich spitzte die Ohren.

Ja, jetzt konnte ich es auch hören. Der scharfe Wind, der sich an den Felsen ringsum brach, hatte die Geräusche des Vulkans bisher übertönt. Aber wenn man wie ich jetzt genau darauf achtete, konnte man das dumpfe Grollen in den Eingeweiden des Bodens ganz deutlich wahrnehmen.

»Besteht Gefahr für uns?« fragte ich leicht beunruhigt.

»Tja«, machte Falk, »lassen wir uns überraschen.« Dann fuhr er in aller Gemütsruhe fort, das Fleisch zu braten.

Ich entspannte mich wieder. Falk war zwar nicht soviel älter als ich, aber er hatte doch schon viele Erfahrungen gesammelt. Wenn er sich nicht echt bedroht fühlte, dann brauchte ich mich auch nicht zu ängstigen.

Nicht viel später war der Spießbraten fertig. Wir säbelten uns jeder einen saftigen Brocken ab und fingen mit großem Genuß zu essen an.

Auf einmal hatte ich das Gefühl, beobachtet zu werden. Nicht von Falk, sondern von jemand anderem.

Oder von etwas anderem!

»Ist was?« fragte mein Clanbruder schmatzend.

»Nein. Ich glaubte für einen Augenblick nur …«

Die weiteren Worte blieben mir im Hals stecken. Und das Fleischstück, das ich mir gerade in den Mund geschoben hatte, auch.

Ich sah mehrere helle Punkte in der Dunkelheit – zwei, vier, sechs. Jeweils zwei davon befanden sich auf gleicher Höhe und lagen ganz dicht nebeneinander.

Augenpaare!

Und die dunklen Umrisse, in die diese Augenpaare eingebettet waren … Mir lief es kalt den Rücken hinunter.

»Falk!« flüsterte ich.

»Ja?«

Mein Clanbruder hatte noch immer nichts gemerkt, kaute seelenruhig weiter. Aus seiner Sitzposition konnte er nicht erkennen, was sich da in geringer Entfernung um unser Lagerfeuer versammelt hatte.

»Dreh dich mal vorsichtig um«, raunte ich. »Schräg hinter dir – auf der linken Seite!«

Falk wandte den Kopf, ganz langsam und vorsichtig, wie ich gesagt hatte. Er zuckte zusammen. Ein gequetschter, kaum hörbarer Fluch kam über seine Lippen.

»Was … ist das?« fragte ich leise und konnte dabei ein leichtes Zittern nicht vermeiden.

»Ich weiß nicht genau«, gab Falk ebenso leise zurück. »Es könnte sich um Pruuts handeln.«

Das hatte ich schon befürchtet.

Pruuts!

Diese Kreaturen gehörten zu den schrecklichsten Bestien, die es in ganz Lagund gab. Größer als ein ausgewachsener Mann, zum aufrechten Gang befähigt, aber meistens doch auf allen vieren dahinschleichend. Die Pruuts besaßen einen Schuppenpanzer, der als fast undurchdringlich galt, und sie hatten Tatzen, deren Krallen schärfer und spitzer als Nägel waren. Und ihr Rachen … Ich wagte mir gar nicht vorzustellen, was mit meinem Kopf geschehen würde, wenn er zwischen die mörderischen Zahnreihen einer dieser Bestien geriet.

Ich mußte aufpassen, daß meine Zähne nicht anfingen zu klappern. Schon einmal waren wir unterwegs von zwei Pruuts angegriffen worden. Da jedoch hatten wir auf dem Wagen gesessen, und die Ingxis waren gerannt wie die Verrückten. Jetzt aber würden wir nicht fliehen können. Wir saßen in der Falle.

Vorsichtig, ganz vorsichtig, tastete Falk nach seinem Gewehr.

»Los, mach dich auch schußbereit«, raunte er mir zu.

Leichter gesagt als getan. Dummerweise hatte ich meinen Schießprügel nicht in Reichweite. Das Gewehr lag im Zelt, wo ich es vor dem Regen schützen wollte.

Als ich meinem Clanbruder das sagte, holte er tief Luft und stieß sie zischend wieder aus. Dann hörte ich ihn wieder etwas von »Kindern« murmeln.

»Soll ich es holen?« erkundigte ich mich beflissen.

»Auf keinen Fall«, wies er mich zurecht. »Noch sind die Bestien durch das Feuer irritiert. Wenn du jetzt aber aufstehst, könnten sie sich bedroht fühlen und …«

Er brauchte gar nicht weiterzusprechen. Ich wußte schon, was er meinte, wußte es nur allzugut.

Vielleicht verschwinden sie wieder, dachte ich hoffnungsvoll. Wenn wir uns ganz ruhig verhalten …

Wie gebannt blickte ich zu den drei blinkenden Augenpaaren hinüber, die sich jetzt hin und her bewegten. Ein grollendes Knurren, auf und abschwellend, wurde hörbar. Es hatte beinahe den Anschein, als ob die Pruuts so eine Art Kriegsrat hielten, wie sie weiter vorgehen sollten. Dieser Gedanke war keineswegs verrückt. Schließlich sagte man den Pruuts nach, daß sie eine gewisse rudimentäre Intelligenz

besaßen. Es gab sogar eine Theorie, die besagte, daß sie in ein paar Jahrzehntausenden die Entwicklungsstufe von uns Menschen erreichen konnten. Jetzt aber konnte davon noch keine Rede sein. Pruuts waren gefährliche Raubtiere, die ausschließlich von Blut und Beutegier getrieben wurden. Sich über etwas anderes Gedanken zu machen, wäre absolut fehl am Platze gewesen.

Dann passierte es.

Ein lautes Aufknurren drang an unsere Ohren. Im nächsten Augenblick schossen die Lichtpunkte bereits auf uns zu. Die Bestien hatten ihre Scheu vor dem Feuer überwunden. Dem Duft des gebratenen Ingxifleisches konnten sie nicht länger widerstehen. Nur daß sie es natürlich nicht auf den Bratspieß abgesehen hatten, sondern auf uns.

Falk hatte schnell reagiert. Sein Gewehr krachte los. Eine Flammenzunge jagte dem ersten Pruut entgegen.

Die Bestie stieß einen mörderischen Schrei aus. Dann wurde ein dumpfes Fallgeräusch hörbar.

Die anderen beiden ließen sich dadurch jedoch nicht aufhalten. Sie kamen so schnell wie Blitze.

Ich sprang hoch, riß dabei den Bratspieß an mich. Es war eine klägliche Waffe, aber immer noch besser als die bloßen Fäuste.

Noch wenige Meter, dann waren die Pruuts heran.

»Bei den Ahnen, Thor«, schrie mein Clanbruder, »dein Gewehr! Hol endlich dein Gewehr!«

Er hatte unterdessen mit fliegenden Händen eine neue Patrone in den Lauf geschoben und war wieder schußbereit. Schon krachte sein Schießprügel zum zweiten Mal los.

Diesmal aber schien er nicht getroffen zu haben. Keiner der Pruuts brüllte auf. Unaufhaltsam hetzten sie heran – auf Falk zu, in dem sie natürlich ihren Hauptgegner sahen.

Mein Gewehr!

Ich hatte schon viel zu lange gezögert. Ich wirbelte herum und sprang zum Zelt hinüber. In meiner Aufregung verhedderte ich mich an der Zeltplane und prallte mit dem Kopf gegen einen Stützpfosten. Wertvolle Sekunden vergingen, bis ich das Gewehr endlich in der Hand hielt. Sofort stürmte ich wieder aus dem Zelt hinaus.

Ob Falk überhaupt noch lebte?

Ja, er lebte noch. Geschickt hatte er sich unmittelbar neben das Feuer gestellt, so dicht, daß die Flammen bereits nach seiner Hose züngelten. Die beiden Pruuts – es war jetzt ganz deutlich zu erkennen, daß es sich tatsächlich um Pruuts handelte – hatten ihre Furcht vor

dem flackernden Schein doch noch nicht abgelegt. Eine Körperlänge entfernt standen sie aufgerichtet auf den Hintertatzen vor meinem Clanbruder. Ihre Vorderpranken pendelten unschlüssig hin und her. Aus ihren zähnestarrenden Rachen kamen heisere Knurrlaute.

Ich unterdrückte den instinktiven Impuls, so schnell und so weit wie möglich davonzulaufen. Statt dessen zwang ich mich zur Ruhe und brachte das Gewehr in Anschlag. Zum Glück war die Waffe geladen.

Ein Auge zukneifend zielte ich auf den Kopf einer der beiden Bestien. Der Feuerschein machte mir das nicht einmal besonders schwer.

Ich drückte ab.

Treffer! jubilierte ich innerlich, als der Pruut laut aufbrüllte. Wenn ich mich nicht täuschte, hatte ich ihn genau zwischen den Augen getroffen, dort, wo das Raubtier nicht durch seinen Panzer geschützt wurde.

Mir blieb aber keine Zeit, die genaue Wirkung meines Schusses abzuwarten. Der noch stehende Pruut nahm jetzt mich aufs Korn. Und ich war nicht wie Falk durch hochzüngelnde Flammen geschützt.

Ehe ich mich versah, war die Bestie unmittelbar vor mir. An ein Nachladen war nicht mehr zu denken. Ich konnte nur noch abwehrend den Arm hochreißen.

Diese Abwehr nutzte mir nicht viel. Ein Prankenschlag prellte mir das Gewehr aus der Hand. Ich war jetzt völlig schutzlos. Der stinkende Atem des Pruuts, der betäubend auf mich eindrang, kam mir vor wie der Geruch des Todes.

Wieder schlug das Ungeheuer mit der Pranke zu. Im allerletzten Augenblick warf ich den Oberkörper nach hinten. Haarscharf entging ich den gebogenen Messerkrallen meines übermächtigen Raubtiergegners.

Das Ausweichmanöver hatte mich aus dem Gleichgewicht gebracht. Mit rudernden Armen versuchte ich, mich auf den Füßen zu halten. Es gelang mir nicht. Hilflos kippte ich hintenüber und stürzte zu Boden. Im nächsten Augenblick war der Pruut über mir.

Aus! schoß es mir durch den Kopf. Es tut mir unendlich leid, Jelina, aber …

Da griff Falk ein. Von hinten schmetterte er der Bestie den Gewehrkolben auf den schuppigen Schädel.

Der Pruut schwankte, fiel aber nicht. Sein Kopf mußte härter sein als das Metall, das wir in der Clangießerei herstellten. Er hatte es nach wie vor auf mich abgesehen. Seine Pranken wirbelten, die messerspitzen Zähne bleckten, als er sich auf mich warf. Der

schuppige Körper erdrückte mich fast und nahm mir die Luft weg.

Ich schloß die Augen. Warum sollte ich dem Tod in das nackte, ungeschminkte Gesicht blicken?

So jung bin ich noch, fuhr es mir durch den Kopf. Erst neun Jahre alt, und doch muß ich schon sterben.

Dann schwanden mir die Sinne.

*

Es war alles wie gehabt: Ich wachte auf und hörte die Stimme meines Clanbruders Falk. Aber diesmal klang sie nicht begütigend, sondern scharf und fordernd.

»Wach auf, Thor, verdammt noch mal!«

Eine Hand klatschte in mein Gesicht, links, rechts, links, rechts, um der Forderung Nachdruck zu verleihen.

Ich schlug die Augen auf und fuhr hoch.

»Den Ahnen sei Dank, endlich!« Deutlich war die Erleichterung Falks spürbar.

Ich blinzelte ihn an. »Der Pruut! Was ist mit …?«

»Ich habe ihn erledigt«, antwortete Falk. »Mit dem Messer, wenn du es genau wissen willst. Gerade in dem Moment, als er dir den Kopf abbeißen wollte. Aber das ist inzwischen völlig nebensächlich. Wir müssen hier weg. Und zwar sofort!«

Das gefiel mir aber gar nicht. Ich fühlte mich wie zerschlagen und wäre am liebsten an Ort und Stelle eingeschlafen, um in der ganzen Nacht nicht mehr aufzustehen. Mein Brustkorb schmerzte. Wahrscheinlich hatte mir der Pruut mit seinem Gewicht ein paar Rippen gebrochen und mich dadurch besinnungslos werden lassen. Sonst schien ich jedoch keine Verletzung abbekommen zu haben.

»Warum denn auf einmal diese hektische Eile?« fragte ich. »Wenn die Pruuts doch erledigt sind …«

»Es geht nicht um die Pruuts«, fiel mir mein Clanbruder ins Wort. »Hörst du nichts? Und vor allen Dingen – riechst du nichts?«

Jetzt, wo er es sagte … Ja, es lag in der Tat ein durchdringender, sengender Geruch in der Luft.

Feuer und Asche!

Und auch die Geräusche, von denen Falk gesprochen hatte, waren beim besten Willen nicht zu überhören. Ein dumpfes Grollen, ein Brausen und Zischen …

Alarmiert blickte ich zum Himmel. Ein heller Widerschein zeichnete sich zwischen den Wolken ab, ein glosendes Leuchten, das schön und

schrecklich zugleich war.

»Bei den Höhlen von Thepis«, stieß ich hervor. »Das ist ein … Vulkanausbruch!«

»Du hast es erfaßt, Bruder«, sagt Falk grimmig. »Und wenn wir nicht schnellstens machen, daß wir von hier verschwinden, dann sitzen wir mittendrin!«

Es bedurfte dieser mahnenden Worte nicht mehr. Ich stand bereits auf den Beinen. Aber ich hatte Schwierigkeiten, mich auf den Füßen zu halten. Ein stechender Schmerz auf der rechten Brustseite raubte mir fast den Atem. Ganz bestimmt waren ein paar Rippen gebrochen! Wenn sich eine davon in meine Lunge bohrte …

»Los, mach schon!«

Falk, der für ein paar Augenblicke verschwunden war, stand wieder neben mir. Während meiner Bewußtlosigkeit hatte er ganze Arbeit geleistet. Das Zelt war bereits abgebrochen und zusammen mit allem anderen Krimskrams verpackt und verschnürt worden. Roh knallte mir Falk mein Bündel auf den Rücken.

Ich brach beinahe darunter zusammen. Der stechende Schmerz steigerte sich unerträglich. Ob ich wollte oder nicht, ich mußte tief aufstöhnen. Es hätte nicht viel gefehlt, und ich wäre in Tränen ausgebrochen. So etwas war mir in den beiden letzten Jahren niemals mehr passiert.

Falk wandte sich bereits zum Abmarsch.

»Was ist, kommst du nicht?« herrschte er mich an.

»Ich …«

Es hatte keinen Zweck, ihm jetzt zu erklären, was mit mir los war. Er konnte es ja auch nicht ändern, selbst wenn er gewollt hätte. Ich mußte mich eben zusammenreißen. Schon um ihm zu beweisen, daß ich kein »Kind« war. Auf jeden Fall hatte er recht: Wir mußten weg von hier, sonst liefen wir Gefahr, ein Opfer des Vulkans zu werden. Schon so mancher, der diese Gefahr nicht ernst genommen hatte, war nicht mehr unter den Lebenden.

Mühsam stolperte ich hinter Falk her, der von Anfang an ein scharfes Tempo vorlegte. Ich war kaum in der Lage, ihm zu folgen.

Gehetzt warf ich einen Blick in die Höhe.

Keine Frage, der Lichtschein war stärker geworden. Und der intensive Brandgeruch ebenfalls. Das Brüllen des feuerspuckenden Kraters wurde lauter und lauter.

Das Stechen in der rechten Brustseite hörte nicht auf, wurde sogar immer schlimmer. Hatte sich schon etwas in die Lunge gebohrt? Mir war so, als würde ich Blut auf der Zunge spüren. Aber das war

vielleicht auch nur Einbildung.

»Kannst du dich nicht etwas beeilen, Thor?«

Falk war mehrere Körperlängen vor mir. Wenn der Feuerschein des Vulkans nicht gewesen wäre, hätte ich ihn gar nicht mehr richtig ausmachen können.

»Ich … komme ja schon!«

Meine Stimme war nur ein Krächzen. Ein böser Hustenanfall schüttelte mich.

Die Lunge!

Augenblicke später aber wurde mir klar, daß es nicht die Lunge war. Eine Aschewolke schwebte uns entgegen und hüllte uns von allen Seiten ein.

Jetzt sah ich meinen Clanbruder nicht mehr. Und Falk sah mich auch nicht.

Wir verständigten uns durch Zurufe. Auf diese Weise gelang es mir, wieder an ihn heranzukommen.

Die Aschewolke lichtete sich nicht. Im Gegenteil, ich hatte den Eindruck, daß sie immer dichter wurde. Mehr oder weniger blind stolperten wir vorwärts. Der unebene, mit Geröll übersäte Untergrund und die drückende Last auf meinem Rücken ließen mich mehr als einmal straucheln. Aber ich rappelte mich jedesmal wieder auf und hastete weiter. Falk stieß dann immer einen wilden Fluch aus, wartete jedoch stets, bis ich den Anschluß wieder vollzogen hatte.

Wohin wir eigentlich wollten, wußte ich nicht so genau. Und ich war mir auch ziemlich sicher, daß es meinem Clanbruder nicht viel anders ging. Ganz bestimmt hatte auch er längst die genaue Orientierung verloren. Aber das spielte im Grunde genommen keine Rolle. Wir wollten nur weg von dem Chaos, das sich in unserem Rücken zusammenbraute.

Dann erkannten wir, daß wir einen schweren Fehler gemacht hatten. Vor uns wurde es auf einmal hell. Und das, obwohl die Aschewolke nach wie vor um uns herum war.

Ruckartig blieben wir stehen. Eine rotglühende Wand, die aus flüssigem Gold zu bestehen schien, wuchs vor uns auf.

Lava!

Wir hatten uns von dem Verderben nicht entfernt, sondern waren ihm regelrecht entgegengelaufen.

Falk fluchte nicht einmal. Auch ihm war der Schreck offenbar tief in die Glieder gefahren.

»Zurück!« kommandierte er. »Irgendwie sind wir im Kreis gelaufen oder …«

Nein, wir waren nicht im Kreis gelaufen. Als wir uns umwandten, sahen wir auch hinter uns eine Feuerwand. Ganz offensichtlich waren wir in eine Schlucht geraten, die allseitig im Einflußbereich des Lavastroms lag.

Falk rief wieder etwas, aber ich verstand ihn nicht. Erst jetzt wurde mir richtig bewußt, daß die Geräusche des Bergs immer lauter geworden waren. Aus dem dumpfen Grollen war ein ohrenbetäubendes Brüllen geworden. Krachende Donnerschläge fetzten dazwischen. Ich hatte den Eindruck, daß der Weltuntergang unmittelbar bevorstand.

»Lava … Ausbruch … Schon eine Weile her«, hörte ich Falk jetzt. »Gefahr … Neue Eruptionen …«

Schon wenige Augenblicke später, begriff ich, was er damit gemeint hatte.

Klatschende und wummernde Geräusche wurden hörbar. Unwillkürlich wurde ich an einen Riesen erinnert, der mit einem gigantischen Hammer auf den Felsboden schlug.

Gesteinsbrocken, die der Krater ausgespuckt hatte und die nun wieder nach unten stürzten!

Einige der Aufschlagstellen befanden sich in unmittelbarer Nähe von uns.

Wie nahe die Gefahr war, merkte ich gleich. Wenige Meter neben mir krachte ein rotglühendes Etwas nieder. Ich spürte den Luftzug des vulkanischen Geschosses. Der Brocken zerbarst, als er auf dem Boden aufschlug. Ein feuriger Splitterregen war die Folge. Einige dieser Splitter trafen mich voll. Ich schrie gellend auf, als meine Haut durch die Kleidung hindurch an mehreren Stellen versengt wurde. Mit beiden Händen schlug ich auf Beine und Brust, um die Glut zu löschen.

Falk war sofort an meiner Seite.

»Bist du verletzt, Bruder Thor?« fragte er besorgt und hektisch zugleich.

Ich biß die Zähne zusammen. Er mußte nicht unbedingt wissen, wie mir zumute war.

»Nicht weiter schlimm«, antwortete ich etwas gequetscht. »Wenn es weiter nichts ist …«

Da krachte wieder ein feuriger Gesteinsbrocken nieder, diesmal unmittelbar hinter uns. Wieder stand ich im Mittelpunkt eines glühenden Sprühregens.

Falk stand da wie ein sprungbereiter Krook. Ob er auch soviel Angst hatte wie ich?

»Nichts wie weg hier!« rief er so laut, wie er nur konnte. »Wir müssen laufen. Laufen! So schnell, wie noch nie in unserem Leben! Komm, Bruder!«

Er setzte sich in Bewegung, und ich folgte ihm. Von Laufen konnte allerdings keine Rede sein. Das Bündel auf meinem Rücken behinderte mich zu stark. Innerhalb weniger Augenblicke war der Clanbruder aus meinem Blickfeld entschwunden.

»Falk, warte auf mich!«

Da war er wieder. Er sah, wie ich mich mit dem Gepäck abmühte.

»Gib das Zeug her, Thor!«

Jetzt war nicht der Moment, falschen Stolz zu zeigen. Falk war viel kräftiger und stärker als ich. Ich zögerte keine Sekunde, das Bündel von meinem Rücken zu nehmen.

Falk nahm es entgegen, warf es sich über die Schulter und rannte wieder los. Und jetzt hatte ich keine Schwierigkeiten mehr, an seinen Fersen zu bleiben. Selbst die Stiche in der Brust erschienen mir auf einmal erträglicher und gar nicht mehr so schlimm.

Unser Ziel war ein größerer schwarzer Fleck zwischen den Lavawänden, bei dem es sich anscheinend um einen Durchgang zwischen den Felsen handelte. Es bestand Hoffnung, daß wir auf diesem Wege wieder aus der Schlucht des Verderbens herauskamen.

Bedroht vom ständigen Eruptionshagel liefen wir so schnell, wie wir nur konnten. Die Hitze, die sich ringsum ausbreitete, war kaum noch zu ertragen. Dazu kam noch die Asche, die sich überall festsetzte und haften blieb. Meine Kehle fühlte sich an, als würde sie aus purem Feuer bestehen. Und das allgegenwärtige Donnergetöse würde zweifellos binnen kürzester Zeit meine Trommelfelle zum Platzen bringen.

Wie durch ein Wunder schafften wir es, den Durchgang zu erreichen, ohne von dem Eruptionsgestein getroffen zu werden. Ehrlich gesagt, ich hatte kaum damit gerechnet.

Dann waren wir aus dem Talkessel heraus.

Auch hier zeigte der Vulkan noch seine schreckliche Macht. Aber es stand außer Zweifel, daß wir der größten Gefahr entronnen waren.

Ich schickte ein Dankgebet zu den Ahnen.

*

Die STORTIS hatte ihr Zwischenziel erreicht und befand sich in einem Parkorbit um den Planeten Heinlein IV.

Fast alle Besatzungsmitglieder hatten sich in der Zentralebene

versammelt. Auch Laacon Merlander und seine Treiberloge waren anwesend. Nur der wegen seiner Gemeingefährlichkeit vorläufig aus dem Verkehr gezogene Kirju Haapala fehlte.

Aller Augen waren auf den Panoramabildschirm gerichtet, der plastisch das Bild des Planeten zeigte, auf den Laacon Merlander so große Hoffnungen setzte.

Es war kein schöner Planet. Mehr grau als blau schwebte er im All. Eine dichte, scheinbar undurchdringliche Wolkendecke hing über dem größten Teil der an den Polen abgeplatteten Riesenkugel. Nur gelegentlich ragte eine Bergspitze daraus hervor.

Die Ortungs- und Fernanalysesensoren der STORTIS befanden sich nicht im besten Zustand. Eine gründliche Wartung war längst überfällig. Aber sie waren doch intakt genug, um eine realistische Vorstellung davon zu geben, wie es unter dem dichten Wolkenmantel aussah.

Fast die gesamte Planetenoberfläche bestand aus Wasser und aus Landflächen, die so öde waren wie der irdische Mond. Völlig, kahle und unfruchtbare Gebiete beherrschten die Szenerie. Nur auf einem kleineren Kontinent sah es etwas anders aus. Hier gab es eine große Anzahl von tätigen Vulkanen, deren Ablagerungen genug Humus gebildet hatten, um kärglicher Vegetation zur Existenz zu verhelfen. Ja, es war sogar möglich, daß es in dieser Region eine Fauna gab. Die Bordinstrumente reichten nicht aus, einen hundertprozentigen Beweis für diese Annahme zu erbringen.

Die Analyse der Atmosphäre ergab, daß es in Bodennähe eine gut atembare Luft gab. Je höher es jedoch hinaufging, desto mehr verschlechterten sich die Verhältnisse. Die Sensoren entdeckten größere Quantitäten des berüchtigten Vulkangases Etnon, das für den menschlichen Metabolismus äußerst schädlich, auf Dauer sogar tödlich war.

Jeng-Jeng lachte böse auf. »Jetzt wissen wir, warum dieser Dreckball zum verbotenen Planeten erklärt wurde. Das Etnon wird die ersten Humos reihenweise hinweggerafft haben. Und da gewisse Leute nicht zugeben wollten, daß sie bei der Ersterforschung ein bißchen zu nachlässig und ein bißchen zu vertrauensselig gewesen waren, schloß man den Fall in bekannter Weise heimlich, still und leise ab.«

»Ja, so könnte es gewesen sein«, stimmte ihm Laacon Merlander zu. »Immerhin, in Bodennähe können Menschen überleben. Natürlich nur unter Verhältnissen, die für unsere Konzerne absolut uninteressant sind. Auch deshalb könnte Heinlein IV also auf die Boykottliste gesetzt worden sein.«

»Meinetwegen auch das«, sagte Artuur Morgh. »Aber was helfen uns diese Erkenntnisse? Menschen werden wir bestimmt nicht finden. Der ganze Flug hierher war demnach völlig überflüssig.«

»So vorschnell sollten wir nicht urteilen«, antwortete der Logenmeister kopfschüttelnd. »Wir wissen keineswegs, daß es nicht doch Abkömmlinge der ersten Siedler gibt, die sich den unwirtlichen Gegebenheiten angepaßt haben.«

Der Schiffsführer winkte ab. »Na und? Wenn welche überlebt haben, dann sind sie garantiert auf das Niveau von Steinzeitmensehen zurückgefallen.« Verächtlich rümpfte er die Nase. »Barbaren! Barbaren, die kein anderes Ziel kennen, als sich gegenseitig die Hälse durchzuschneiden. Und jedem Fremden, der ihnen unter das Messer kommt, natürlich auch.«

»Unser Kapitän schließt von sich auf andere«, warf Oona Karf ein und kicherte dabei.

»Hüten Sie Ihre Zunge, Treiberin!« sagte Jeng-Jeng mit scharfer Stimme.

»Wie wollen Sie unter solchen Menschen einen Arzt finden, der Kirju Haapala helfen kann?« kam Artuur Morgh auf das eigentliche Zentralthema zurück. »Es gibt allerhöchstens ein paar Zauberdoktoren, die in der Lage sind, ein gebrochenes Bein zu schienen, mehr aber auch nicht. Die Behandlung eines Psycho-Epileptikers … Pah, da kann ich ja nur lachen.«

Laacon Merlander mußte zugeben, daß in den Worten des Schiffsführers viel Wahres steckte. Wenn es dort unten noch Menschen gab, dann konnten sie wirklich auf keiner hohen Kulturstufe stehen. Die Tatsache, daß keinerlei Funkwellen registriert werden konnten, sprach zweifelsfrei für sich. Und dasselbe galt selbstverständlich auch für das Fehlen jedweder Energieemission.

In jeder Beziehung gab es dann jedoch bald eine Korrektur der ersten Ergebnisse. Nachdem die STORTIS eine abermalige Planetenumrundung vorgenommen hatte, zeigten die Energietaster plötzlich ein positives Ergebnis. Sie registrierten eine leichte Radioaktivität, die eindeutig keines natürlichen Ursprungs war.

»Vielleicht haben unsere Barbaren die Atombombe entdeckt und sich schon vor ein paar hundert Jahren das Lebenslicht ausgeblasen«, scherzte Artuur Morgh müde.

Es dauerte nicht lange, bis die Ursprungsquelle der Radioaktivität ermittelt werden konnte. Sie lag auf einem der höchsten Berge des Planeten.

Die optischen Sensoren des Schiffs traten gezielt in Aktion. Und sie

erbrachten schließlich auch ein Ergebnis: Auf dem Berg lag eine Stadt! Eine Stadt, die ganz bestimmt nicht von kulturlosen Barbaren erbaut worden sein konnte.

»Eine Geisterstadt«, sagte Artuur Morgh. »Ich wette alle meine Misteln gegen einen feuchten Wind, daß es sich um eine verdammte Geisterstadt handelt.«

Niemand in der Zentralebene war bereit, auf seine Wette einzugehen. Dennoch wurde beschlossen, der entdeckten Stadt einen Besuch abzustatten.

Artuur Morgh gab Anweisung, ein Landungsschiff startklar machen zu lassen.

*

»Ich kann nicht mehr«, preßte ich hervor. »Und wenn du es genau wissen willst, dann will ich auch nicht mehr!«

Was ich sagte, war mein völliger Ernst. Zwar hatten wir uns von dem feuerspeienden Krater so weit zurückgezogen, daß uns seine Eruptionen nicht mehr gefährlich werden konnten. Aber auch der halbwegs sichere Lagerplatz auf weichem Lößboden konnte mich nicht umstimmen. Ich hatte genug, ein für allemal. Mein Schädel brummte zum Zerspringen, die Brandwunden am ganzen Körper schmerzten miteinander um die Wette, und die Stiche in der Brust brachten mich bei jedem Atemzug fast um den Verstand. Der böse Ahne sollte mich holen, wenn ich meinem geschundenen Körper noch weitere Strapazen zumutete.

Falk hatte mir ganz ruhig zugehört. Im Schein des Lagerfeuers wirkte sein Gesicht völlig unbewegt.

»Das ist dein letztes Wort, Bruder Thor?«

»Mein allerletztes Wort!«

»Auch wenn du an Jelina denkst?«

Ich schluckte ein bißchen, nickte dann. »Auch wenn ich an Jelina denke, ja.«

Falk war immer noch ganz ruhig. Ich rechnete es ihm hoch an, daß er meinen unumstößlichen Beschluß so gefaßt aufnahm.

Er stand auf, ging um das Feuer herum und hockte sich vor mich hin. Dann lächelte er mich an.

»Du willst deine Meinung wirklich nicht ändern?«

Stumm schüttelte ich den Kopf.

Falk holte weit aus und versetzte mir einen Faustschlag mitten ins Gesicht. Die Wucht des Schlages schleuderte mich nach hinten.

Benommen blieb ich auf dem Rücken liegen. Ich kam nicht einmal dazu, einen Aufschrei von mir zu geben. Mein Clanbruder hatte mich zu sehr überrascht.

Schon war er wieder bei mir. »Möchtest du jetzt vielleicht deine Meinung ändern, Bruder Thor?«

Ich rappelte mich wieder in eine sitzende Stellung auf.

»Nun, Thor?«

»Nein!«

Falk schlug so schnell zu, daß ich den Arm nicht mehr schützend nach oben brachte, obwohl ich diesmal auf seine hinterlistige Attacke vorbereitet war.

Wieder ging ich schwer zu Boden. Aber wieder rappelte ich mich auf. Das Blut schoß mir aus Mund und Nase. Aber es gelang mir, erfolgreich gegen die Tränen anzukämpfen.

Falk lächelte. »Ich frage dich nochmals, Bruder Thor – bist du nun bereit …?«

Die Zunge preßte sich wie ein dicker, formloser Klumpen gegen meinen Gaumen. Es kostete mich eine große Anstrengung, den Mund überhaupt zu öffnen.

»Und wenn du mich totschlägst, Bruder Falk – ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe!«

»Totschlagen?« wiederholte Falk gedehnt. »Kannst du haben, wenn du willst. Ich täte dir damit sogar noch einen Gefallen, denn es ist sicherlich besser, durch die Hand eines Clanbruders zu sterben, als von einem Pruut gefressen oder unter einer Lavaschicht begraben zu werden. Ganz zu schweigen davon, daß es auch nicht sehr angenehm ist, vor Hunger und Durst umzukommen. Deshalb frage ich dich lieber noch einmal …«

Ich hörte ihm nicht mehr zu.

Das Licht der Erkenntnis loderte in meinem Bewußtsein hoch, so klar und deutlich, wie ich es lange nicht mehr erlebt hatte. Ich sah und hörte!

Ich sah den Himmel und die Sonne. Und ich sah einen geschlossenen fliegenden Wagen, der mit rasender Geschwindigkeit nach unten schoß und auf einem großen freien Platz in der Himmelsstadt landete.

Das Bild löste sich in seine Bestandteile auf, wich einer anderen, viel schrecklicheren Szenerie. Einer Szenerie, die mir nicht ganz unbekannt war.

Ich sah Jelina. Wieder stand sie auf dem Scheiterhaufen, hilflos an den Holzpflock gebunden. Die gelben Kuttenträger mit ihren

brennenden Fackeln umringten sie. Einer von ihnen trat jetzt vor und machte eine tiefe Verbeugung vor ihr.

»Sei bedankt, Tochter der Weissagung«, sagte er mit tiefer, feierlich klingender Stimme. »Deine Worte wurden wahr, so wahr, wie die Sonne über Lagund scheint. Unser ewiges Warten hat sich gelohnt, denn nun ist der große Augenblick gekommen. Die Söhne des Himmels nahen, so, wie du es versprochen hast. Zum Dank dafür bringen wir flieh zum Opfer dar, denn dir allein gebührt es, den Himmelssöhnen Freude zu bereiten. Jauchze, und jubiliere!«

Der Verrückte trat noch einen weiteren Schritt nach vorn, streckte die Hand aus und entzündete einen der Strohballen, aus denen der Scheiterhaufen bestand.

Eine grelle Flamme schoß in die Höhe.

Jelina schrie laut auf. Es war ein Schrei, der mitten durchs Herz zuckte.

Der Kuttenträger verbeugte sich abermals vor meiner Clanschwester, trat dann wieder ins Glied seiner Spießgesellen zurück.

Ein zweiter Kuttenträger kam nach vom, wiederholte die ganze wahnsinnige Prozedur seines Vorgängers. Auch er setzte einen Strohballen in Brand.

Dann, als meine Clanschwester ringsum von Flammen eingehüllt war, verflüchtigten sich die Schreckensbilder in meinem Kopf.

»… mir leid, Bruder Thor«, hörte ich Falks Stimme. »Ich hätte wirklich nicht so fest zuschlagen sollen, daß du dich ernstlich dabei verletzt.«

Ich öffnete die Augen, die ich die ganze Zeit über geschlossen gehabt hatte.

»Du hast mich nicht ernstlich verletzt, Bruder Falk.«

»Nicht? Aber du hast zum Ahnenerbarmen gestöhnt und …«

»Das Stöhnen galt nicht meiner blutenden Nase, sondern unserer Schwester Jelina!«

Ich erzählte ihm, was ich durch das Licht der Erkenntnis gehört und gesehen hatte.

Falk war nicht weniger erschüttert als ich selbst. Fahrig fuhr er sich mit der Hand über die Stirn.

»Bist du sicher, daß sich diese entsetzlichen Dinge nicht doch schon ereignet haben, sondern noch in der Zukunft liegen, Bruder Thor?«

Ich hob die Schultern, und ließ sie wieder fallen. »Mit Bestimmtheit kann ich das nicht sagen. Aber ich bin eigentlich davon überzeugt, daß ich eine Vision von Dingen gehabt habe, die sich erst noch ereignen werden.«

»Jelina kann also immer noch gerettet werden?«

»Ja, das glaube ich.«

Gemeinsam warteten wir auf die Morgendämmerung, um die Suche nach der Himmelsstadt fortsetzen zu können.

ENDE

Als Band 81 erscheint in der nächsten Woche:

»Treiber-Piraten«

von Michael Roberts

Thor von Riglan und die Besatzung der STORTIS steuern, ohne es zu ahnen, auf einen gemeinsamen Punkt zu, die Himmelsstadt. Dort entscheidet sich Thors Schicksal. Eine neue Welt wartet auf den PSI-begabten jungen Mann. Er lernt die Freiheit des Alls kennen. Aber auch dessen Gefahren.

Noch durchschaut Thor nicht, in welche Gesellschaft er sich auf der STORTIS begeben hat. Und als er begreift, welches Verbrechen an der Menschheit die STORTIS begeht, beginnt eine gnadenlose Hetzjagd auf ihn. Die TREIBER-PIRATEN dulden keine Verräter, denn ihnen sitzen die Terranauten längst im Nacken.